

IV. Miscellen.

1. Andernach. Thongefässe mit netzartiger Verzierung. Unter Bezugnahme auf einen Artikel in H. 76 der Jahrbücher, S. 63, über Römische Gläser, glaube ich der Ansicht des Herrn Professor aus'm Weerth, dass die erwähnte, in Jahrbuch 74 abgebildete Neusser Amphora der Römischen Zeit angehört, beipflichten zu müssen. Ich besitze in meiner Sammlung das Fragment eines ganz ähnlichen Thongefässes, welches beim Graben der Wasserleitung in der Stadt Andernach mit Scherben unzweifelhaft römischen Ursprungs gefunden wurde. Diese dabei gefundenen Scherben aus spätrömischer Zeit sind in ähnlicher Weise durch Eindrücke von Holzstäbchen verziert. Keine Scherbe aus fränkischer oder späterer Zeit hat sich in der Nähe des oben erwähnten Fragments gefunden. Der harte Brand desselben bietet nach meiner Ansicht keine Veranlassung, solches für ein Erzeugniss karolingischer Technik zu halten, da sich Töpferreien von analogem hartem Brand aus spätrömischer Zeit häufig finden.

Neuwied 1884.

W. Fussbahn.

2. Die Ringmauern, Wehrthürme und Thore von Andernach. Hierzu Taf. XI. Bereits im Anfange des 12. Jahrhunderts, im Jahre 1109, umgab der Kölner Erzbischof Friedrich I. (1099—1133) Andernach mit Ringmauern, um auf solche Weise der mächtigen, König Heinrich IV. ergebenden Stadt Köln eine Gegnerin zu schaffen, auf welche er sich im Falle der Noth verlassen könnte und zugleich dem Erzstifte selbst eine Feste im Süden zur Abwehr der Feinde zu errichten. „Pagum hunc Andernacum“, schreibt Mörkens nach einer nicht mehr vorhandenen Notiz des hiesigen Stadtarchivs, „Fridericus contra hostium impetum et incursionem anno MCIX muris et turribus cinxit ac firmissimo praesidio munivit¹⁾“. Und in der Kölner Chronik lesen wir

1) Conat. Chronolog. ad Catal. Episc. p. 102.

von demselben Erzbischofe auf Seite 168: „He dede buwen und machen die Stat Andernach up dem Ryne.“ Dass Andernach um die angegebene Zeit wirklich Mauern hatte, geht überdies aus einer u. a. von 7 Andernacher Bürgern unterschriebenen Urkunde des Jahres 1129 hervor, in welcher der Trierer Erzbischof Meginher bekundet, dass er das durch Alter und Vernachlässigung zerfallene Kloster der seligen Maria ausserhalb der Mauern Andernachs (*monasterium beate Marie foris murum Andernaci*) der Abtei Springiersbach unterstellt habe¹⁾. Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Ueberreste des in den Befreiungskriegen der Franken zerstörten Castellum Antunnacum die neue Umschliessung bedeutend erleichtert haben. Aus dieser Darstellung ergibt sich die Unrichtigkeit der mehrfach aufgestellten Behauptung, Andernach sei erst unter Reinald von Dassel oder Philipp von Heinsberg mit Mauern umgeben, wengleich nicht unwahrscheinlich ist, dass letzterer, welcher 1164 die durch König Conrad zertrümmerte Burg Rheineck wiederherstellte und mit einem zahlreichen Heer bei Andernach sein Lager aufschlug, um den Angriff des Pfalzgrafen Conrad abzuwehren, die Befestigung unserer Stadt noch mehr verstärkt und vervollständigt hat²⁾. Zur Zeit jedoch, als der Hohenstaufe Philipp seinen Nebenbuhler Otto IV. bekämpfte und Andernach niederbrannte, fielen gewiss auch die Mauern und Thürme zum grossen Theil in Trümmer. Konrad von Hochstaden soll dann nach Angabe des Fr. E. von Mering die Befestigungswerke wieder aufgerichtet haben³⁾. In den von Dr. Cardauns im 35. Hefte der Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein publicirten Regesten des genannten Erzbischofs finden wir jedoch für diese Behauptung keine Bestätigung.

Im Jahre 1300 gaben Ritter, Schöffen und Bürgerschaft von Andernach dem Kölner Erzbischof Wichbold die Absicht kund, die Stadt mit einem festen, sichern Graben und Walle zu umgeben. Der Erzbischof erklärt in einer Urkunde vom 22. April desselben Jahres diese Absicht für lobenswerth und solche Befestigung für nothwendig, weil Andernach „in parte superiore Ecclesiae et dioecesis lapis angularis“ sei. Damit das mühevoll und theure Werk, fügt er hinzu, um so eher zur Ausführung gelange, überlasse er der Stadt, die sich um die Kölner Kirche durch treue Ergebenheit (*benevolo et fidei servitio*) wohl verdient gemacht habe, das Ungeld (*ascisam, que dicitur Ungelt*).

Die Mauern waren, wie die noch wohlerhaltenen Ueberreste erkennen lassen, ein sehr solides, aus Schiefer, Basalt und Tuff erbautes Werk, welches freilich der Kriegskunst und dem verbesserten Geschützwesen der Schweden und Franzosen im dreissigjährigen Kriege keinen dauernden

1) Günther, Codex Diplom. I. 207.

2) Stramberg, Rhein. Antiquarius, III. 4. 444.

3) Gesch. der Burgen, II, 79.

Widerstand zu leisten vermochte. Ihre Höhe betrug über 6, die Dicke gegen $1\frac{1}{2}$ m; hinter derselben lief eine auf hohen Bogen getragene Brustwehr. Die früheren Zinnen sind bis auf einige Schiesslöcher vermauert. Im Norden war der eigentlichen Ringmauer noch eine zweite, niedrigere vorgelegt, welche in einem mässigen Bogen den sog. Schiessgraben einschloss.

Nach einer Notiz des Stadtarchivs vom 15. Februar 1574 hatte die Stadtmauer mindestens 15 zumeist halbrunde und ca. 12 m hohe Thürme. In Bogenschussweite von einander entfernt dienten sie dazu, bequem auf die Mauerkrone zu gelangen und im Falle des Angriffs dieselbe zu bestreichen. Sie erhielten ihre Namen grossentheils von den Anwohnern und umstanden die Stadt in dieser Reihenfolge: 1. Bürgerthurm im Osten zwischen dem alten Zollhause am Bollwerk und dem Burgthore; er war vier-eckig und diente zugleich als Gefängniss. 2. Ottenthurm westlich von der Burg. 3. Brüderthurm hinter dem Franziskanerkloster. 4. Wollgassenthurm am jetzigen Eisenbahnthor. 5. Helmartsthurm. 6. Dadenbergsthurm, welcher von allen am besten erhalten und noch allein mit vollständigem, schlankem Schieferhelme versehen ist. 7. Bernhards Thurm. 8. Judenthurm am Ochsenthore. 9. Kurdtmans Erker hinter dem gleichnamigen Hofe am Ende der Kirchgasse, den die Stadt 1475 für Herrn Johann Ruwe, ersten Vikar des von Kaiser Friedrich III. gestifteten Juliana-Altars, ankaufte. 10. Thurm hinter der „Scholen“. 11. Weisser Thurm hinter dem „Widamhoil“ neben der Pfarrkirche; der Stadtrath überwies denselben im Jahre 1340 dem damaligen Pastor Gerhard zu lebenslänglicher Benutzung und Wohnung. An der Rheinseite krönten die Stadtmauer (12.) ein Erker unterhalb der verlängerten Kirchstrasse, gegenüber der Malmedyer Propstei (13.) ein mächtiges Vorwerk oder Rondel, die sog. Schmiedwache, welche schon 1316 als propugnaculum super murum nostri opidi¹⁾ bezeichnet ist und (14.) das Mörsthürmchen in der Nähe des alten Zollhauses¹⁾.

1) Es sei gestattet, hier den Wortlaut der für Andernach in mehrfacher Hinsicht interessanten Urkunde von 1316 mitzutheilen. Nos milites scabini consules ac universitatis opidi Andernacensis notum esse cupimus universis presentem inspectoribus, quod de discordia, que inter Religiosos viros videlicet dominum decanum et capitulum seu conventum monasterii malmodariensis ex una parte et nos et nostros coopidanos ex altera parte vertebatur, super eo videlicet, quod a dicto conventu petivimus et exquirebamus duos sacerdotes de eorum conventu, qui frequenter Andernaci pro divino officio facerent residentiam personalem et quod divina semper in eorum capella deberent fieri et celebrari, quamvis ecclesia nostra parochialis et alie ecclesie in nostro et circa nostrum opidum extra muros essent posite sub interdicto, quod per eorum negligentiam existeret pretermisum et de via semita inter eorum torcular et murum nostri opidi, similiter et de propugnaculo super murum nostri opidi et super eorum torcular ex una et ex altera parte edificatum, sumus amicabiliter complanati in

15. Von grösserem Interesse aber für Freunde und Kenner mittelalterlicher Befestigungsweise ist der gigantische, in fünf Geschossen bis zu einer Höhe von 56 m sich präsentirende Rundthurm im Norden der Stadt, welcher durch Grossartigkeit der Dimensionen den bekannten Ochsenthurm in Oberwesel noch überragt und vom Reisenden Blainville (1705) mit der Torre d'Oro in Sevilla am Ufer des Guadalquivir in Parallele gestellt wird¹⁾. Der Bau wurde im Jahre 1448 begonnen „in der Woche vur sente Johans dage ass meister philipps anhoiff zo muren an dem torne“ und vollendet im November 1452 „in der dritter Woche des allerheiligen maynd“, als der nämliche Meister „uff dem torne dy Steyne vergadert und den torn ouen zugelicht.“ Die Grundmauern bis zum ersten Ringe wurden in einer Mächtigkeit von 5 m errichtet, damit sie vor den Kugeln der damals immer mehr in Gebrauch kommenden Feuergeschosse gesichert seien. Ueber dem runden, etwas monotonen Unterbau von 32,75 m Höhe, um dessen oberste Etage jedoch ein geschmackvoller Bogenfries sich ausbreitet, erhebt sich in verjüngter Gestalt ein achteckiger, 23,25 m hoher Oberbau, der durch ein pyramidales Steindach mit 4 Abgusskendeln und durch 8 grössere und 4 kleinere, mit gothischen Kreuzblumen gezierte Spitzgiebel gekrönt ist, während eine hohe Brustwehr mit zahlreichen Schiessscharten und einem Wachthäuschen seinen Fuss umgibt. Ausser manchen durch schwedische und kaiserliche Geschütze im Laufe des dreissigjährigen Krieges dem Thurme geschlagenen Narben zeigt das Mauerwerk an der Westseite eine breite, von einem Sprengversuche der Franzosen (1689) herrührende Bresche. In neuester Zeit ist der Aussenbau durch Staatsbeihilfe verständiger Weise derart restaurirt, dass der ursprüngliche Charakter dem altersgrauen Monumente unverkürzt bewahrt geblieben und jede modernisirende Zuthat ferngehalten ist. Zu bedauern ist nur, dass die 4 Schilde mit dem Stadt-

hunc modum: cum uno et solo sacerdote erimus contenti nec deinceps plures ab eisdem requiremus et ne vulgus seu populus comunis murum nostri opidi apud eos demaculet seu imundiciam, sicut hactenus consuetum fuit, ibidem exerceat, eisdem ut duas ianuas super dictum murum habeant, unam subtus dictum propugnaculum ante accessum muri et aliam iuxta domum hermanni calvonis carpentarii versus partem dictorum Religiosorum, tenore presentium permittimus concedimus et inviolabiliter indulgemus, ita tamen, quod pro utilitate ac necessitate opidi nostri et maxime superinundantis aquarum et superfluentis reni ac aliis necessitatibus opidi nostri quibuscunque diete ianue nobis reserentur et manifestentur, domum etiam super eorum cimiterium edificatam, ubi machine nostre repositae sunt, pro voluntate dictorum dominorum deponemus volentes dietos dominos dolo et fraude penitus exclusis de cetero promovere, in quibuscunque poterimus et valemus dantes has literas sigillo nostro et opidi sigillatas in testimonium super eo datum Anno domini milesimo ccc sextodecimo feria secunda post dominicam oculi.

1) Rhein. Antiq. a. a. O. S. 362.

wappen am Oberbau nicht in etwas schrägere Lage gebracht sind. Ueber die Erbauung des Thurmes befinden sich im hiesigen Archiv noch 5 von der nämlichen Hand recht hübsch geschriebene Hefte Original-Rechnungen, aus welchen wir zunächst die Namen der Meister kennen lernen. Der Maurer- und Steinmetzmeister hiess, wie schon erwähnt, Philipps, der Zimmermann Meister Johann und der Schmiedemeister Engel. Sodann überzeugen wir uns, dass nicht, wie man wohl geglaubt und behauptet hat, Erzbischof Theoderich von Mors als Erbauer anzusehen ist, sondern dass die Bürgerschaft Andernachs selber den Thurm zur Vertheidigung ihrer Stadt aufgeführt hat. Der Rath bestritt die Kosten und die städtischen Baumeister leiteten und beaufsichtigten den Bau. „Dyt is“, so lautet die Aufschrift der Baurechnungen vom Jahre 1450, „die Rechenschaff unser bumeyster Arnold van Leser, Johann Meyeners unde Henrich Schoinboils van solichem buwe ass an dem Rondon Torne geschiet is In dem Jar do man schreyff viertzienhundert vnd funfftzig Jar.“ Die Bürger machten bisweilen den Arbeitern Weingeschenke und legten auch wohl selbst Hand ans Werk. „Do der kraene“, heisst es z. B. in den Rechnungen, „hohergeforet wart, halffen darzo etzelichen unser burger, wart in geschenkt iii quart wins, kosten iiiii schilling. Item do man dy grosse holtzer uff den torn wandt, hatten wir etzeliche burger by uns zu helffen die holtzer uff winden, wart verdroncken IX quart wins, die quart VIII haller, macht i marc.“ Dieses alles, so folgern wir mit F. E. von Mering, wäre gewiss nicht geschehen, wenn der Erzbischof den Thurm zu seinen Specialinteressen aufgeführt hätte. Nein er sollte als „wahrer Lug ins Land“, als Warte und Wehre der Stadt zum Schutze und zum Schmucke dienen und gewissermassen den Burgfrieden der ganzen Gegend bilden. Ohne Frage aber sah der Erzbischof das Unternehmen mit grosser Freude, denn hielt er sich Andernachs Bürger zu Freunden, wie viel konnte ihm dann dieses Riesenwerk zur Zeit der Noth in seinen Fehden nützen!

Endlich lässt sich noch aus den Rechnungen ein sicherer Schluss auf den Wohlstand unserer Stadt im 15. Jahrhundert machen. Das Register des ersten Heftes berechnet die Ausgaben des Jahres 1448 nach den Hauptrubriken, nämlich für

Steinwerk	615	Mark	10	Schilling	
Sand und Kalk . . .	552	„	2	„	
Zimmerwerk	32	„	1	„	
Eisenwerk	11	„	4	„	9 Pfennig
Mauerwerk	426	„	6	„	6 „
Verschiedenes . . .	69	„	9	„	6 „

Summe: 1707 Mark 9 Schilling 9 Pfennig¹⁾.

1) 1 Mark = 12 Schilling, 1 Schilling = 12 Pfennig.

Die Ausgaben des Jahres 1449 betragen für

Steine und Kalk	254	Mark	3	Schilling	4	Pfennig
Mauerwerk	251	„	6	„	—	„
Zimmerwerk	21	„	1	„	—	„
Verschiedenes	31	„	6	„	8	„

Summe: 558 Mark 5 Schilling.

Im Jahre 1450 wurden bezahlt für

Steine	267	Mark	9	Schilling	8	Pfennig
Kalk und Sand	242	„	1	„	8	„
Mauerwerk	458	„	10	„	6	„
Zimmerwerk	16	„	2	„	—	„
Schmiedewerk	16	„	8	„	8	„
Verschiedenes	68	„	—	„	10	„

Summe: 1069 Mark 9 Schilling 4 Pfennig.

Im Jahre 1451 betragen die Kosten für

Steine	412	Mark	8	Schilling		
Kalk und Sand	320	„	11	„	8	Pfennig
Mauerwerk	512	„	10	„	—	„
Zimmerwerk	22	„	—	„	—	„
Schmiedewerk	8	„	6	„	6	„
Verschiedenes	25	„	10	„	6	„

Summe: 1302 Mark 10 Schilling 8 Pfennig.

Endlich legte man im Jahre 1452 aus für

Steine	408	Mark	5	Schilling		
Kalk	135	„	6	„	6	Pfennig
Mauerwerk	694	„	1	„	—	„
Zimmerwerk	76	„	10	„	—	„
Schmiedewerk	153	„	2	„	8	„
Verschiedenes	23	„	7	„	10	„

Summe: 1491 Mark 9 Schilling.

Die Gesamtausgabe nach Rechnung der fünf Heftchen, von welchen übrigens das zweite unvollständig zu sein scheint, belief sich demnach auf 6130 Mark 7 Schilling 9 Pfennig. Dass jedoch in diesen Heftchen die Ausgaben nicht vollständig verzeichnet sind, geht aus folgender Stelle der Rechnung für das Jahr 1449 hervor: „Item gegolden umb gobel den

feruer ouerheufft muyrsteyne vur XII marc Ind dat foirgelt is geschreuen in dat ander Register der Stede¹⁾.

Zum Mauerwerk wurden verwendet Godelscheidersteine aus dem District Godelscheid in den Mendiger Brüchen, das Fuder bald zu 1 Mark 8 Schilling, bald zu 2 Mark 2 Schilling, bald zu 10 Albus berechnet; Zweylinge u. a. aus den Brüchen des Abtes zu Laach und vom „besyeher van Boparte“, das Hundert zu 2 Mark; Leyen- oder Schiefersteine aus den Brüchen am Namedyer Mergenborn, aus Lentzzychs Leyen und van der Duybach; Tuffsteine, „eyne mysse dusteyne gegolden vur XVIII marc“; Wegesteine zum Theil für den Thurmkrantz, „zu belegen den Crantz an dem torne“, das Viertel zu 2 oder 100 zu 8 Mark; Windelsteine, das Stück zu 6 Schilling; Naysen, das Stück zu 4 Schilling, einmal aber auch zu 1 Mark, „vur naysen in den schorsteyn ii marc“; Thüren- und Fenstersteine, den Fuss zu 9 Heller, öfter auch zu 2 Schilling gerechnet; 8 Schildensteine, „kosten uff der Leyen 8 und herzuführen 10 marc“; 4 Kendel, „dy hielten XVI voesse yder voess IX haller“; 8 Queirlen zu den Giebelblumen, das Stück zu 3 Schilling 3 Pfennig. Ausserdem sind noch viele Karren Muyr- und Symptzsteine in den Rechnungen aufgeführt.

Das Holz kaufte man theilweise in Engers und Honnef (huynffe), Tannen vom Schultheiss zu Irlich. Kalk wurde von Thouys van hattenheim, die Tonne zu 8 Albus oder auch zu 15 Schilling bezogen, zu Schiff über Mainz (Mentze) rheinabwärts geführt, am Zollhause abgeladen und auf Karren zum Thurme gefahren. Die Karre Sand kostete 2 Schilling. Der Schmied schärfte Ortter und lieferte „Roddehauwe, Morterhauwe, Schufelen, Bickel, Bende, Encker, Zappen, Krampen, Klammern, Handfast, Gerempte vur dy vinster, Blei, Boltzen in das cluyster vur dem geremte lyt, Slcupen, Sloss und Schlüssel, Paideysen“, endlich an Nägeln „Mailnaile, grosse Naile, Steychnaile, Raidernaile, Spycher, haluer Spycher, Scharspycher“. Das Pfund Eisen wurde mit 6 Hellern bezahlt.

Unter der Rubrik „Manigerhande sache“ finden sich Ausgaben für Krahnenseile, Kordeln, viele Klafter (elatern) Leinen, Unschlitt und Schmalz, Stein- und Morterboden, Wassertonnen, Beyren und Geschenke. Mit letztern wurden nicht allein die Bürger für gelegentliche Hülfe, wie oben erwähnt, sondern auch nicht selten die Knechte erfreut. So lesen wir z. B.: „Dy knechte verzerden, do sy den calck loiden, an broide, wyne und eyheren

1) Auf der letzten Seite des Registers für 1448 heisst es: „Recepta van diesem Jar anni XLVIII is m m m m VIII^c lxi marc iii schill viii pen. Distributa desseluen Jars dieser zweyer Register is iiiii^m viii^e lx marc iii schill. iii pen. Und overleufft dat Innemen dat Ussgeuen dyss Jars i marc i schill. iii pen.“ Es scheint also, bemerkt dazu Herr von Stramberg (a. a. O. S. 353), für 1448 noch ein zweites Register angelegt zu sein.“ Freilich, aber vermuthlich nicht für die Kosten des Thurmes, sondern für die sonstigen städtischen Auslagen.

i marc iii schill.“; ein anderes Mal verzehrten sie „an wyne, brode und kесе“ 6 Schilling. Ein Paar Schuhe kostete 8 Schilling, denn es heisst in der Rechnung von 1452: „Den dryn knechten dy in dem kraenen giengen, geschenkt iii par Schone kosten ii marc.“ Die Maurer und Steinmetzen verdienen täglich 8—9, die Opperknechte oder Handlanger 6—7 Schilling¹⁾.

Ausser den Rechnungen über den runden Thurm beruht im hiesigen Stadtarchiv noch ein Faszikel Rechnungen über den Bau der Thürme hinter „Frederich Meyenners huse, Juncher Wilhelm von Dadenburgs gehuse, der mynnerbruder muren und des Ottenthorns. Die beiden ersten wurden 1494, die letzten im Jahre darauf von den Maurermeistern Johann Schentgin und Johann van Monster, dem Zimmermeister Kirstgin Zymerman und dem Schmiedemeister Peter Scherer erbaut. Die Auslagen für den ersten betragen 484 Mark 2 Schilling 2 Pfennig, für den zweiten 605 M. 9 Sch., für den dritten 688 M. 4 Sch. 2 Pf., für den vierten 556 M. 6 Sch. 8 Pf. Um die Stadtmauer bei diesen Thürmen zu „stuppen, bewerffen und platten“, wurden noch 146 M. 11 Sch. 6 Pf. ausgegeben. In diesen Rechnungen geschieht „des Juedenthorns, Wollgassenthorns und eines wachthuses ghensithe Ottenthorn uff der stedemure by der burg“ bereits Erwähnung.

Von der Landseite her umschlossen die Stadt noch über 7 Meter breite und gegen 5 Meter tiefe Gräben, welche mit Ausnahme des Schiess- und Ochsengrabens im Westen und Südwesten durch den Schafbach mit Wasser versehen wurden, der beim Zollhause eine Lohmühle trieb und dann sich in den Rhein ergoss. Den Schiessgraben benutzten die Grabenschützen für ihre Uebungen und Festlichkeiten. In den Ochsengraben, auch Hahnen genannt, das Revier des Stadtochsen, trieben die Flurschützen überzähliges und fremdes Vieh, das sie in der Gemeindeweide antrafen, bis die Rügen bezahlt waren. Die Wassergräben wurden gewöhnlich auf 10 Jahre verpachtet. Der Pächter hatte in denselben Fische, vorzüglich Karpfen zu züchten und jedesmal, wann gefischt wurde, dem Stadtrath die Hälfte davon zu übergeben. Kurz vor dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde für gut befunden, auch an der Rheinseite einen Graben zu ziehen, denn wir lesen im damaligen Protokollbuche: „Am 7. November 1591 hat der Rath die Achter vorbeschieden und ihnen die Schwäche der Stadt am Rhein gezeigt, wie befunden, dass Tempell, ein Nassauischer Obrister, sein Versuch am 30. Juli des Morgens an der Kornpforten mit Sprengen gethan und angegriffen, doch lob sei Gott zurück weichen müssen; derowegen nöthig, einen Graben daselbst von dem Ronden Thurm an bis an das alte Zollhaus auf-

1) Bemerkenswerth erscheint uns noch die Bezeichnung einiger Monate im letzten Hefte. Der Januar heisst dort Hardemaynd, Februar Spurkel, September Euenmaynd, October sente Remayssmaynd oder lauff Rysen, November allerheilgenmaynd, December sente Endresmaynd.

zuwerfen, welcher Graben 12 Fuss tief und 16 Fuss breit sein sollt, von welcher Breite der Meister haben will 5 Frankfurter Gulden.“ Der Stadtschreiber fügt aber hinzu: „Dieser Graben ist übel gerathen, da der Meister, nachdem er das Geld genommen, entlaufen ist.“ Einige Zeit darnach wurde jedoch der Rheingraben wirklich fertig gestellt.

Das neue, überaus feste, freistehende und durch einen Bogen mit der Stadtmauer vormals verbundene Bollwerk im Osten der Stadt liess Kurfürst Maximilian Heinrich im Jahre 1660 „aus väterlicher Liebe zu seinen treuen Unterthanen“ durch Maurermeister Caspar Boltern erbauen. Die Bürgerschaft lieferte zu dem „kostbarlichen Werk“ 1000 Karren Steine und den nöthigen Sand. Das hochgewölbte Eingangsthor trug das kurkölnische Wappen und ein mächtiger Eckthurm schaute keck auf den vorüberrauschenden Rheinstrom hinab. Der im dreissigjährigen Krieg zerstörte Eisbrecher wurde „zu mehrerer Erhaltung und Beschützung der Schifffahrt und des neu angelegten Werftes“ um 1678 im Anschlusse an das Bollwerk wieder aufgerichtet, nachdem der Kurfürst bereits unterm 19. Juni 1663 dem Magistrat bewilligt hatte, von jedem passirenden Schiffpferd 4 Albus zur Bestreitung der Kosten zu erheben.

Hauptpforten oder Thore hatte Andernach ehemals folgende vier: 1. Die Schaiffportze oder das Ochsenthor. 2. Die schon in einer Urkunde vom Jahre 1249 genannte Collepportz, ein Doppelthor, durch welches die Kölner Kurfürsten ihren Einzug hielten. 3. Die noch erhaltene Kornportz oder das Rheinthor; es besteht gleichfalls aus zwei durch mächtige Seitenmauern verbundenen Thoren, nämlich dem urkundlich bereits 1228 erwähnten rundbogigen Thore mit den beiden hochgeschürzten, wohl dem 12. Jahrhundert angehörigen Männerfiguren, den sog. Bäckern, und dem neueren gothischen Vorbau mit sechseckigen Erkerthürmchen und einem verzierten Bogenkranz. 4. Architektonisch bedeutsamer ist die spitzbogige Burgportz oder das Coblenzer Thor, welches „durch seine schönen Profilirungen zur Betrachtung und durch die eigenthümliche Art der Ausföhrung zu Vergleichen mit der berühmten porta nigra zu Trier einladet“¹⁾. „Wenige Städte“, schreibt der Bauinspektor J. C. von Lassaulx, „mögen eines so ernst pittoresken Eingangs sich röhmen können, wie Andernach von der Coblenzer Seite her, dessen Erhaltung übrigens einzig der schützenden Hand Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen zu verdanken ist. Von seltener Schönheit sind die Profilirungen dieses Baues. Seine mannigfaltigen Beschädigungen röhren wahrscheinlich daher, dass in einem der vielen Kriege nach damaliger Sitte Feuer angelegt worden, welches diese Basaltlava nicht erträgt, vielmehr schon bei mässiger Erhitzung zerspringt“²⁾.

1) Braun, Judenbad in Andernach, S. 5.

2) Chr. v. Stramberg, a. a. O. S. 98.

Was Lassaulx für wahrscheinlich erklärt, ist nach Ausweis der Akten des städtischen Archivs gewiss. Die Schweden waren es, welche mit vandalischer Wuth die Stadt an verschiedenen Stellen in Brand steckten und auch die Burg nebst der Burgpforte zerstörten. Letztere wurde 1653 nothdürftig reparirt, die Fallbrücke aber, „damit die Kühe desto füglicher ausgehen könnten“, beseitigt und der Graben ausgefüllt. An die vor dem schwedischen Einfall bei dem Burgthor angelegte Katze erinnert noch die heutige Katzengasse.

Ausserdem hatte Andernach noch 6 Nebenthore, nämlich die Kirchpforte am südlichen Ausgang der Kirchgasse, die triersche ¹⁾ Pforte in der Stadtmauer der nach dem Rheine hin verlängerten Kirchgasse, östlich davon das Fischthor gegenüber der Huyszgasse, die neue Pforte, welche die Bürger ²⁾ um die Mitte des 14. Jahrhunderts eigenmächtig erbauten, die Moerspforte bei dem Gasthause zum h. Geiste, endlich das Grabenpörtchen oder das jetzige Eisenbahnthor. Mit welchen Vertheidigungsmitteln Thürme und Thore im 16. Jahrhundert versehen waren, ersehen wir aus nachstehender Aufzeichnung des Stadtschreibers:

Anno (15)22 uff mitwochen nest nach egidii sin diesse nachgeschriben thorn mit dem geschutze allenthalben von den schutzmeistern besichtiget wurden uff maisse wie nachfolget.

Zum Irsten uff dem ronden thorn. Uff dem understen gewolbe ist ein gross koppern slang vnd xxvi loder, item ein steynbusse mit xvi loder, item ein serpentin mit sinen lodern, item ein clein serpentin schuist nit grosser dan ein groisse hakenboisse. Uff dem zweiten gewolb sin iiii groisse hakenboissen vnd oben zu uff dem Krantz sin iiii groisse hakenboisse vnd zusammen xxxvi loder vnd ein cleyne fessgen pulffer.

Uff der trierschen portz sin ii koppern hakenboissen von den meisten vnd xiii loder.

Uff der Kornportz ii koppern hakenboissen von den mittelsten vnd xiii loder, item ein steynboiss vnd viii klotz.

Uff dem alden Zollhuss ii koppern hakenboissen von den mittelsten vnd xiii loder, item ein serpentin mit vi lodern, item ein steinboiss mit viii klotzen, item uff dem Ereker ii hakenboissen von den mittelsten mit aller gereitschafft darzu gehorig.

Uff der stede thorn sint ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiii loder vnd pulffer.

1) Der in einem Pachtrevens vom Jahre 1436 erwähnte „Herrn Johann Fryheits Hof an des Bischofs von Trier Pforte“ ist vermuthlich identisch mit der um 1200 vom Erbischofe Johann von Trier zu Andernach erworbenen Kurie. Vgl. Mittelh. Urk. n. 298. S. 333.

2) Auf dem Plan müssen Fischthor und Neuthor ihre Plätze wechseln.

Uff der burgportz iiiii groisser koppern hakenboissen, xiiii loder vnd pulffer, item ein slange vnd viii blyen klotzer.

Uff Ottenthorn ¹⁾ ii koppern hakenboissen von den mittelsten xiiii loder, item ein steinboiss mit vi klotzer vnd pulffer.

Uff dem thorn hinder der broider mur ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiiii loder vnd pulffer.

Uff der wolgassen thorn ii Isern hakenboissen, xiiii loder vnd pulffer.

Uff helmartsthorn by der alden batstuben i koppern hakenboiss von den mittelsten, item ein Isern hakenboiss, xiiii loder vnd pulffer.

Uff bernsthorn ein steinboiss vnd viii klotzer, item ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiiii loder vnd pulffer.

Uff der schaffportz ein steinboiss ist vngerust, item ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiiii loder vnd pulffer.

Uff dem Juedenthorn ii steinboissen mit x klotzer, item ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiiii loder vnd pulffer.

Uff Kortmans ercker ein steinboiss vnd viii klotzer, item ii koppern hakenboissen xiiii loder vnd pulffer.

Uff dem Ercker hinder der schulen ii koppern hakenboissen mit krauwen (?) slossen, xiiii loder vnd pulffer.

Uff dem Erker hinder dem wedomhoiff ii Isern hakenboissen, xiiii loder vnd pulffer.

Uff der kollenportz ii koppern hakenboissen von den mittelsten, xiiii loder vnd pulffer.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts sah die völlig erschöpfte Stadt sich genöthigt, die von den Franzosen zerschossenen Ringmauern dem Kölner Kurfürsten unter der Bedingung zu übergeben, dass er dieselben von neuem in Stand setzen lasse. Wohl liess Kurfürst Jos. Clemens die Mauer zwischen Kirch- und Schaffpforte ausbessern, jedoch die Restauration der übrigen Theile wurde von Jahr zu Jahr verschoben und unterblieb. Durch Kabinettsordre vom 20. August 1819 schenkte endlich König Friedrich Wilhelm III. die Mauern im Norden und Osten der Stadt zurück, welche dann die Ruinen zum grossen Theil abtragen, auch die Gräben am Rhein trocken legen und ausfüllen liess. Durch Niederlegung dieser Mauern erhielt Andernach auf der Rheinseite ein freundlicheres Ansehen, das freilich gegenwärtig durch mächtige Tuff- und Trasshaufen, sowie durch prosaische Eisenbahnschienen nicht wenig beeinträchtigt wird.

1) Das Wort ist durchgestrichen und dafür Kirchportz gesetzt.

3. Breve des Papstes Urban III. (1185—87) nach einer deutschen Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert.

Auf die Klage der Andernacher Parochianen, dass seit dem Schisma (1159—1177) ihr Pastor den Ort verlassen habe und statt persönlich durch Vikare den Pfarrdienst besorgen lasse, erwiedert der Papst, er habe, weil die Bevölkerung der Stadt so angewachsen sei, dass ein solcher Zustand länger nicht ohne Schaden fort dauern könne, ihrem Erzbischofe (Volkmar von Trier) befohlen, den frühern Stand wiederherzustellen, dass nämlich der Pastor zu Andernach in eigener Person residire und den Dienst versee. Verona (ohne Datum). Das Breve lautet:

Urbanus roemsch buschoff eyn knecht der knecht godis. Den geleiffden kyndern. parrelüden zu andernach waiffart vnd paisliche gebenedynge vre elage vns angebraicht. hait vns kont gedain. so wie dye pastoere vrer kirchen. vurtzyden in iren eygenen personen. der seluer vrer kirchen plagen zü denen. vnd in der tzyt der deylongen vnd zweydracht. dye man nent scisma in etzlicher maissen eyn schinbar ocksein ankommen synt an ander ende zu wychen. vnd also van der herkomender gewanheit getreden synt vnd der vürgeanter kirchen na irem willen haint bestanden zu undertzeen. dat sy ir schuldigh waren. na irs amptis zu gebür zu bewysen also das wie doch sy das gefelle vnd rente der profenten neyt da myn gehafen vnd intphangen hant. so enbewysent sy noch enbfent da den dyenst preisterlichen amptz anderß neyt dan dürch ire vicarien stathelder. vnd verdingde verpaigte priester | vnd want dan vre stat. na dem wir vernoime hain. zü alsulcher vylgeit vnd mengen des volcks vffgewaissen is. das der vnordentlich misstant düeß nüwen vürnemens ane swere verergeronge neyt enmach geleeden werden | so hain wir durch paislich schrift vestlich befohlen vnd geboden dem erwerdigen vnsen broder vrem ertzbuschoff. das he den stait vrer kirchen vnd ordinancie. dar june in gotlichen ampteren gedyeent werde weder bringe vnd stelle zu dem vurgeweenlichem herkoime aifegestalt aweroiffenge | vnd dat also. das anter vre pastoere in iren eygenen persoenen vrer kirchen gerechtlichen dyeenen. anter he alsulche pastoere ase dan syen ampt zugehuerigh is ansetze. dye ouermitz sich selffs dae gotliche ampter halden vnd celebreren vnd in dem dyenste der kirchen vch zu geüen vnd zü hantreichen dye heilige sacrament mit bliuender stedicheit vollenherten | noch he nun vort an. eynige dye eem presenteert vnd erfurbraicht werdent zu enlaisse. dye das neyt ensullen hernaemails halden. keyne breue her in halden versweegen wurt | gegeuen zu veronen.

Nach F. E. v. Mering, Gesch. der Burgen u. s. w. II. S. 58, befand sich das Original dieses Breve nebst einem ähnlichen des Papstes Lucius III. v. Jahre 1181 noch 1833 im Andernacher Stadtarchiv.

Dr. Terwelp.

4. Römische Funde in Andernach. Herr J. Schmitz liess im Langentrog an der Nette graben, wo römisches Mauerwerk zum Vorschein gekommen, es wurden verschiedene Arten Marmor, auch Wandverputz in Farben gefunden, Ziegelplatten, Gefässscherben, Münzen, ein römisches Glas nebst Schlüssel, sowie ein eisernes Hiebmesser. Die Gefässscherben gehören der mittleren römischen Kaiserzeit, die schlanken schwarzen Becher mit weissen Inschriften vorzugsweise der Zeit der Constantine an. Die jüngste der Münzen ist die eines Magnentius (350—355). Als unter Constantius Gallien verheert wurde, sandte er seinen Vetter Julian dahin, dieser fand die römischen Städte am Rhein im Besitze der Alemannen. Als er 356 nach Köln zog, fand er ausser Remagen und einem Thurme bei Köln Alles zerstört. Die Baureste im Langentrog deuten auf einen Weg, der vor dem Burgthor den mittleren Arm der Römerstrasse verliess, über die Nette setzte und in den westlichen Arm derselben einlief. Herr Schmitz fand schon früher in der Nähe der von Andernach nach Eich führenden Strasse, südlich vom Aldenhofer Hof, ein römisches Baufundament, dessen Brandschichten feine Terra sigillata-Scherben bargen.

Herr Fusbahn bewahrt eine Anzahl Fundstücke, die er bei den Grundarbeiten für die Wasserleitung in Andernach zu Tage förderte, es sind Scherben mit reichem Reliefschmuck und runenartigem Strichornament, eine Schale zeigt einen durchbohrten Löwenkopf. Das Bruchstück eines Bechers trägt den eingeritzten Namen SECV(NDI?). Zwei Stempel lauten CENSOR und $\frac{\text{TOPNOS}}{\text{VOCARI}}$. Die Münzen sind von Augustus, Commodus, Faustina, Germanicus und Constantinus. Ein zierliches Hämmerchen aus Bronze sowie Trümmer römischer Skulpturen wurden ebenfalls gefunden. Die Scherben aus der Mitte des ersten Jahrhunderts sind schwarz verbrannt. Koenen erinnert daran, dass im Jahre 70 n. Ch. Civilis die Standlager der römischen Cohorten am Rhein verbrannt habe. Vor dem Burgthor nördlich vom Hause Herfeld fand man auch Fundamente eines römischen Gebäudes. Da gleich daneben Herr Gräff römische Gräber aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts fand, so muss, da Leichenbrand in der Nähe von Wohnungen nicht gestattet war, das Bauwerk später errichtet worden sein. Es scheint vor der Zeit der Constantine zerstört worden zu sein, weil sich zwischen den Mauern Gräber dieser Zeit fanden.

Herr J. M. Schumacher fand auf dem Steinweg zu Andernach römische Töpferöfen, wie sie auch bei den Grundarbeiten für die Knabenschule an der Stiftskirche zum Vorschein kamen. In einem Grabe auf dem Martinsberge aus der Mitte des ersten Jahrhunderts lag das Bruchstück eines grün glasierten römischen Gefässes. Vielleicht sind auch die schlanken blauen Töpfe mit glattem Rande, der mit Zickzack und Vierecken geziert ist, Andernacher Fabrikat. Da innerhalb der Mauern der Stadt keine

Töpferöfen angelegt werden durften, so kann das römische Antunnacum nicht über den Steinweg und das Kölnthor hinaus gereicht haben.

Das Gräberfeld bei dem Hause Herfeld zeigte Leichenbrand und Bestattung in ein und derselben Zeit. Die Aschenurnen standen verhältnissmässig höher, zumeist nur 1 m tief. Für das Bonner Provinzial-Museum wurden hier 19 Gräber geöffnet. Herr Gräff stiess auf weitere 6 Gräber. Dieselben schwarzen Becher mit weisser Schrift, dieselben Töpfe und Amphorae fanden sich in den Brandgräbern wie bei den Skeletten. Die meisten Münzen sind von Constantin d. Grossen (306—333). Hier haben wir wohl die ältesten christlichen Gräber am Rheine vor uns. Sidonius Apollinaris (428—484) sagt Ep. 3. 12, sein Grossvater sei auf einem Platze bestattet worden, auf dem Aschenurnen und Leichname zusammen beigesetzt wurden.

Const. Koenen, Cobl. Ztg. Nr. 41, 52, 54 u. 59, 1883.

5. Ein Steinsargfund in Bedburg. In der Nähe des Bahnhofes wurde auf dem Terrain der Zuckerfabrik ein Sarg aus grauem Sandstein, wie er in der Nähe bei Walchenberg vorkommt, ausgegraben. Er war 2,5 m lang und 1,40 m hoch, am Kopfende 1,9, am Fussende 1,5 m breit. Die vier Ecken des Deckels sind mit 4 grossen Würfeln, die Mitte der Vorderseite mit einer flachen Erhöhung geziert. Er enthielt ein ziemlich gut erhaltenes Skelet, dessen Füsse gegen Osten gerichtet waren. Neben dem Kopfe der Leiche befand sich ein birnförmiger Krug, der eine schmierige grau-schwarze Substanz enthielt. Ein ähnlicher Sarg steht neben der Eisenbahnstation Kirberg bei Brühl, ein zweiter nahe der Eisenbahn bei Gondorf an der Mosel. Herr Coenen hat zu diesem Funde noch folgende Mittheilungen in einem Schreiben vom 8. Mai d. J. gemacht: Das am Kopfende des Todten gefundene Gefäss ist ein henkelloser blaugrauer Topf mit weiter Oeffnung und 15 cm hoch. Besser hergestellte Gefässe dieser Art finden sich in den Gräbern der mittleren römischen Kaiserzeit. Die rohere Technik deutet auf die spätrömische Zeit. In den ältesten fränkischen Gräbern kommen diese Gefässe nicht vor, wiewohl anzunehmen ist, dass die spätrömische Kunstweise die Zeit der fränkischen Besitznahme Galliens überdauert haben wird. Ein zweites Thongefäss derselben Form und Technik von mehr gelblicher Farbe, 16 cm hoch, fand sich an der linken Seite des Todten, aber ausserhalb des Sarges. Neben der Fundstelle des Sarges wurden vor Jahren schon Fundamente eines grossen Römerbaues blosgelegt und jetzt ein zum Deckel gearbeiteter Boden einer glatten Terra sigillata-Schale gefunden, der vielleicht mit dem Grabe in Beziehung steht. Dieselbe gehört jedenfalls in die Zeit vor den seit Gallien erfolgten Verheerungszügen in dieser Gegend. Ein in der Schale angebrachter Töpferstempel lautet: APRIANVSF. Die Fundstelle des Sarges liegt seitwärts

einer sumpfigen Erftniederung und östlich von einer Abzweigung der Trier-Bonner Römerstrasse. Diese Zweigstrasse ging von Trier nach Birten in das römische Lager. Schmidt hat ihren Lauf von Trier nach Caster verfolgt, Schneider erforschte ihre Fortsetzung von Caster bis Birten. Der Sage nach soll an der Stelle des Römerbaues ein Schloss gestanden haben. Das heutige Schloss, die rheinische Ritter-Akademie, liegt in der sumpfigen Niederung. Viele niederrheinischen Adelssitze scheinen aus spätrömischen Bauten hervorgegangen zu sein. Sch.

6. Bergbau-Alterthümer. Der Berggeist, Zeitung für Berg-, Hüttenwesen und Industrie, vom 4. April 1884, erinnert bei Erwähnung alter Schlackenhalden an der Dill, die in den dortigen Waldungen sich nebst alten Geräthen, wie Beile, Zangen, Hippen, Hacken in Menge finden und jetzt nochmals verschmolzen werden, weil sie noch 30 bis 40% Eisen enthalten sollen, an die in den letzten Jahren nicht selten aufgefundenen Alterthümer in Bergwerken. Die Steinköpfe von Roggendorf gehören indessen nicht der vorrömischen Zeit an, sondern tragen Merkmale der römischen Cultur an sich. Dieselben befinden sich in der Sammlung des naturhistorischen Vereins in Bonn (vgl. Verhandl. 1862, Sitzb. S. 201). Die alterthümlichen Funde in den Bergwerken sollten in einem Museum zusammengestellt werden, wie der Staatssekretär Stephan ein solches sogar für das Postwesen eingerichtet hat, und als ein Centralpunkt für die Aufbewahrung der hier in Betracht kommenden Gegenstände sollte vorzugsweise das Rheinland ins Auge gefasst werden. Im Gebiete der Sigambrier, an der obern Ruhr und Lenne, an der obern Sieg und im benachbarten Lahnthale sind die Spuren uralten Bergbaubetriebes entdeckt worden. Alte Haldenreste des Altglücker Bergbaues haben das Ansehen eines grossartigen auf dem Gange geführten Tagebaues (vgl. Z. f. d. Berg-, Hütten- und Salinenwesen XIII S. 235). In kaum 150 Schritten Entfernung findet sich ein Ringwall von 50 Schritten Durchmesser und 12 Fuss Höhe, der aber mit dieser Erzgewinnung in keine andere Beziehung gebracht werden kann, als dass er eine Ansiedlung in der Nähe vermuthen lässt. Hier sollen in den alten Bauen Bekleidungsstücke aus Thierhäuten, sowie Sandalen und Mützen gefunden worden sein. In einer alten Halde bei Stolberg wurde ein römischer Schuh gefunden, der sich in der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden dahier befindet. Im Kreise Friedberg findet sich eine Reihe von alten Pingen, die in der Nähe des Pfahlgrabens liegen; hier sind römische Thongefässe gefunden. Tacitus berichtet Annalen XI 20, dass Curtius Rufus im Gebiete der Mattiaken, im heutigen Nassau also, noch Silber habe graben lassen. Es ist wahrscheinlich, dass die Uhier schon vor ihrer Verpflanzung auf das linke Rheinufer Erze gewannen. Bei Dürkheim wurde 1883 eine Eisenluppe gefunden, nicht fern von den rohen schwarzen

Scherben, welche zu Tausenden die Limburg bedecken. Mehlis schliesst, dass hier vom Ende der la Tène-Periode bis zu den Römern Bronze und Eisen verarbeitet wurden. Die Schlackenhaufen bei Ramsen scheinen keltisch, die bei Eisenberg römisch zu sein (vgl. d. Jahrb. S. 186). Dass die Kelten vor den Römern das Eisen bearbeiteten, geht schon daraus hervor, dass die Gallier vor den Römern eiserne Schwerter, Ankerketten und Panzer hatten (vgl. Jahrb. LVII S. 155, Archiv f. Anthrop. VIII S. 252, Caesar de bello Gall. III, 13 und Tacitus Annal. III 46. Ueber den Gebrauch des Eisens bei den Alten haben Wankel, Prähistor. Eisenschmelz- und Schmiedestätten in Mähren, Wien 1879, und Gurlt, Eisen- und Stahlgewinnung bei den Römern, Bonn 1881, viele Thatsachen zusammengestellt. In der Nummer des Berggeist vom 11. April wird diese Angelegenheit von G. weiter besprochen und die Aufstellung von Bergbaualterthümern, die man bisher vernachlässigt habe, empfohlen, schon, um die Zerstreung dieser Funde zu verhindern. Er empfiehlt als vorläufige Sammelstellen die jetzigen Bergschulen und Bergakademien. Das Museum der Escuela de Minas in Madrid besitzt eine Sammlung solcher Alterthümer, die bis in römische, karthagische und phönizische Zeit zurückreichen, auch die Ecole des Mines in Paris enthält einiges darauf Bezügliche aus gallischer und römischer Zeit, das germanische Museum in Nürnberg besitzt nur einen römischen Eisenbarren von 10 Pfd. Gewicht. Wenn der Verfasser sagt, dass die Metallindustrie die wichtigste von allen sei und auf sie jede andere sich gründe, so ist dies grade ein Grund, diese Funde aus unsern archäologischen Sammlungen nicht abzugeben, denn es ist die Aufgabe der Alterthumswissenschaft, nicht nur die Denkmäler alter Cultur zu sammeln, sondern mit denselben eine möglichst umfassende Darstellung der Entwicklung menschlicher Arbeit und Kunst uns vor Augen zu stellen. Die Theilung und Zersplitterung unserer Sammlungen soll man nicht fördern, sondern verhüten. Man kann darum doch für Unterrichtszwecke einzelner Fächer die dazu gehörigen Alterthümer in Nachbildungen und Abgüssen zusammenstellen, wie es Stephan für das Postwesen gethan hat. Auch kann die wissenschaftliche Bearbeitung einzelne Zweige der Culturentwicklung hervorsuchen und die Funde, die sich darauf beziehen, zusammenstellen. Dies wird auch für die Geschichte des Bergbaus von grossem Interesse sein. An Funden und an Mittheilungen hierüber fehlt es nicht, sie sind reichlicher vorhanden, als man glaubt. Griechen und Römer waren in der Bearbeitung der Metalle weit vorgeschritten. Homer kennt schon die Stahlbereitung, Ilias XVIII 72, Ausonius schildert den mit Ventilen versehenen Blasebalg in der Mosella v. 267. Die länglich viereckigen, an beiden Enden in eine Spitze auslaufenden Eisenbarren oder Luppen, deren nach Mehlis am Mittelrhein 38 Stück, 5—6 kgr schwer gefunden worden sind, kommen, wie auch in Kiel und Christiania, in fast allen rheinischen Samm-

lungen, so in Wiesbaden, Mainz, Bonn vor. Sie wurden in den Ansiedlungen von Oberwerth bei Coblenz gefunden (vgl. Verh. d. naturhist. Ver. Bonn 1877), woselbst auch Mahlsteine aus Niedermendiger Lava sich fanden, die in römischer Zeit schon weiter als in der Rheingegend verbreitet waren. Bei Cottenheim befindet sich ein alter Steinbruch, worin diese Mahlsteine mit spindelförmiger Mahlfläche gefertigt wurden. Man hält jene Eisenbarren für die *talea ferrea* der Britten, welche Caesar de bello Gall. V. 12. 4 erwähnt. In den Bleiwerken von Commern wurden römische Alterthümer gefunden (vgl. Jahrb. XLIV S. 103, IV S. 203, V S. 321); in der Kupfergrube Virneberg auf der Höhe bei Rheinbreitbach fand man Münzen der Kaiser Augustus und Antoninus Pius, Jahrb. XXVII. S. 141. In den Tuffgruben von Kretz wurde neben römischen Alterthümern ein eiserner Hammer gefunden, mit dem man die Särge aus der Tuffwand ablöste, er wird im Rathhause zu Andernach aufbewahrt (vgl. Jahrb. XLVII S. 199 und Verh. d. naturhist. Ver. 1869 S. 118). Verschiedene in der Blei- und Zinkerzgrube Bliessenbach bei Overath gefundene römische Gegenstände bewahrt Herr Wuerst in Bonn. In einem Stollen des Bleibergwerks zu Keldenich wurden ein hölzerner Erztrog und römische Münzen gefunden (Jahrb. XLIV S. 139). Im geologischen Museum von Lissabon wird eine höchst merkwürdige Bronzetafel aufbewahrt, auf der eine römische Inschrift die Verhältnisse der Arbeiter in den damals stark ausgebeuteten Bergwerken Hispaniens ordnet. Es scheint aber sicher, dass manche Stätten der Erzgewinnung in Europa und im Rheinland älter sind als die Römerzeit. Die in den Salzwerken von Hallein und Reichenhall mit ihren Holzstielen gefundenen Bronzebeile dürfen gewiss auf vorgeschichtliche Zeiten bezogen werden (vgl. Archiv f. Anthr. XI S. 149). Much hat an der March Eisenschmelzen entdeckt im Lande der alten Quaden, die nach Ptolomaeus das Eisen in den Bergen der Luna Silva schmolzen. Wankel beschreibt solche in Mähren, er fand bei Rudic ganze Gruppen von Tiegeln und in der Byciscala-Höhle eine Schmiedewerkstätte von Geräthen des Hallstatter Typus. Die Metallindustrie von Hallstatt hat sich am Hüttenberger Erzberg im alten Noricum entwickelt. Wurmbrand fand in Steiermark Gussstätten aus römischer und vorrömischer Zeit, Gooss solche in Siebenbürgen. Sie sind in Spanien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz, Böhmen nachgewiesen. Schon 1867 hat von Cohausen alte Eisenschlacken im Coblenzer Walde entdeckt (vgl. Jahrb. XLII S. 205). Später hat er mit Beck die bei der Saalburg beschrieben (vgl. Nassauische Annal. XIV 317, XV 124). Nahe dem Kupferbergwerk in Limberg gab es bei Wallerfangen im Saargebiet eine Bronzeworkstätte (vgl. Winckelmannsprogr. Bonn, 1870 S. 33). Bei Quiquerez im Berner Jura gibt es alte Halden. Fairbain macht auf solche in England, Berchem auf die an der Maas aufmerksam. Die Steingewinnung in dem von Gallerieen ganz durchlöcherten Petersberg bei

Maestricht ist uralt, man sieht an den Sandsteinwänden durch eine Linie den Abbruch mit bessern Werkzeugen bezeichnet, und schreibt die letztern den Römern zu. Gross hat die Beweise geliefert für eine entwickelte Bronzekultur in der Schweizer Pfahlbautenzeit (vgl. Jahrb. 76 S. 201). Jenny fand die Spur derselben im Gebiet des Oberrheins und Bodensee's (vgl. dieses Jahrb. S. 190).

Von grosser Wichtigkeit sind die Mittheilungen von A. Schmidt über den alten Zinnbergbau im Fichtelgebirge (Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, XV, 3. 1884. Hier scheint eine Zinngewinnung schon in vorgeschichtlicher Zeit ohne Schacht und Stollen stattgefunden zu haben. Das Zinn findet sich in einem gneissartigen schiefrigen Gestein. Bei der Wichtigkeit dieses Metalls für die Bereitung der Bronze wird ein so offenkundiges Vorkommen nicht unbekannt geblieben sein. Doch fehlen die prähistorischen Funde, man müsste die alten Halden danach durchforschen. Alte Schmelzstätten für Zinn und Eisen sind vorhanden, aber nicht näher untersucht. Alte Aecker sind mit Wald überzogen. Unweit der Leupoldsdorfer Zinngruben fand sich ein heidnischer Friedhof. Alte Strassennamen beziehen sich auf die Zinngewinnung. Schon um 800 war die Gegend von Wenden bewohnt, der slavische Typus zeigt sich noch heute, die Leute sind klein und dunkel von Haut und Haar, von den Sachsen ganz verschieden. Im 15. Jahrhundert bestand in Wunsiedel ein schwunghafter Betrieb von verzinnem Eisenblech. Diese Industrie wurde im 30jährigen Kriege zu Grunde gerichtet. Der Verfasser theilt eine Wunsiedler Zinnordnung von 1611 mit. Nach Bruschius, der das Fichtelgebirge 1592 beschrieb, gab es im Schlackenwalde schon 1222 Bergbau. Da es nach Gurlt in ganz Deutschland und Skandinavien, die Donau abwärts bis Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien mit Ausnahme eines untergeordneten Vorkommens in Schlesien, im Erz- und Fichtelgebirge und im Voigtlande kein Zinnerz gibt, so darf man vermuthen, dass ein solches Vorkommen in der lange währenden Bronzezeit nicht unbenutzt geblieben ist. Zur Geschichte des Eisens im Alterthum vergleiche man Undset, über die Anfänge der Eisenzeit in Nord-Europa. Hamburg 1882. Eine lehrreiche Ergänzung unseres Wissens über den vorgeschichtlichen Bergbau bietet die Schrift von Rich. Andree, die Metalle bei den Naturvölkern, Leipzig 1884.

Schaaffhausen.

7. Bertrich. Gräberfund. Einer freundlichen Mittheilung des Herrn O. Klerings zu Bertrich zufolge an den Sekretär unseres Vereins, Herrn van Vleuten, stiess man beim Raiolen eines Feldes am westlichen Abhange von Bertrich an jener Stelle, wo seit vielen Jahren Aschengräber mit Urnen zum Vorschein kamen, abermals auf zwei solcher Gräber, welche theilweise von Schiefer- und Ziegelplatten gebildet waren. In den von den

Arbeitern leider als wertlos zerschlagenen Urnen lagen ausser Asche und Knochenresten mehrere Münzen, darunter zwei näher bestimmbare, nämlich ein Grösserz der älteren Faustina (DIVA FAVSTINA — R. Juno mit Patera und Scepter), sowie ein Mittelerz des Domitian v. J. 82 (Umschrift schlecht lesbar IMP · CAES DIV[I VESP. DOMITIAN · AV]G · P · M — R. TR · P · COS · VIII · DES · VIII · P · P. Minerva mit Speer und Schild rechtshin. S. C.). Es fanden sich darin ferner eine ziemlich gut erhaltene Brosche aus Rothkupfer mit emaillirten Feldern. Dieselbe besteht aus einem grösseren und einem quer darauf gesetzten Vierecke. Von den dadurch gebildeten dreieckigen äusseren Feldern ist das obere, auf dessen Rückseite die Feder der Nadeln befestigt ist, mit blauem Email, die übrigen drei mit weissem Email ausgefüllt. Merkwürdig ist, dass die Farbenstellung nicht symmetrisch angeordnet ist. In dem zweiten kleineren Vierecke ist ein Stern angebracht, in dessen Mitte sich eine Erhöhung mit blauer Emaillirung befindet. Bei demselben Funde kam endlich noch eine einfache Thonlampe zum Vorschein.

J. K.

8. Römische Funde in Bonn und römisches Maass. Im Jahre 1882 wurden im Garten des Geh. Med.-Raths Nasse neben der neuen Irrenanstalt Römergräber blossgelegt. Die mir übergebenen Grabfunde habe ich dem Provinzial-Museum überreicht. Zwei wohlerhaltene Schädel von kräftigem Bau und brachycephal dürfen für römische gehalten werden. Unter dem Gaumen des einen lag eine kleine Münze des Tetricus als Obolus. Es wurden gefunden: 1) eine grosse Schale in terra sigillata, die in der Oeffnung gerade 1 F. Rh. misst, sie ist 3" hoch, der ringförmige Fuss hat 3" 11" Durchmesser; 2) eine braungelbe Schale mit 7" dickem Rande, ihre Oeffnung ist 8" gross, sie ist 4" 5" hoch; 3) eine grosse graue Henkelkanne 7" 4" hoch, 6" dick, der Fuss misst 2 $\frac{1}{2}$ "; 4) fünf weisse Krügelchen mit Henkel von der gewöhnlichen Form, drei sind genau 4 $\frac{1}{2}$ " hoch, eine 4" 8", eine 4" 5" hoch, alle sind 3" dick, der Fuss ist 1" bis 1" 2" breit; 5) zwei graue Unterschalen, wie die eines heutigen Blumentopfs, eine ist in der Oeffnung 5 $\frac{1}{2}$ " gross, sie ist 1 $\frac{1}{2}$ " hoch, die andere ist 6" 3" gross und 1" 9" hoch; 6) ein schwarzes dünnes becherförmiges Gefäss ohne Henkel von 6" Höhe, 3" 4" dick, die runde Oeffnung misst 2" 2", der Fuss 1 $\frac{1}{2}$ "; 7) ein Trinkglas, 2" 4" hoch, die Oeffnung misst 3 $\frac{1}{2}$ ". Das hellgrüne Glas ist wenig oxydirt, der Glasfluss hat kleine Bläschen und ist streifig. Das Glas ist unten abgerundet, aber mit einer kleinen Delle versehen, so dass es steht; 8) ein gläsernes Salbläschen, 2" 8" hoch, 1" 8" dick, die Muschelschale eines Pecten, verschiedene Eisennägel, auch eiserne und bronzene Beschlagstücke. Der Fund beweist, dass Thongefässe der verschiedensten Form, Farbe und Technik zugleich in der spätern Kaiserzeit in Gebrauch waren. Die genaue

Uebereinstimmung vieler Maasse der Gefässe mit unserm rheinischen Fussmaass ist auffallend, aber gewiss nicht zufällig. Wiebeking, der Verfasser des geschätzten Werkes: *Architecture civile theoretique et pratique* VII Vol. Paris 1822—1830 sagt in einem Briefe an Wallraf vom 13. Januar 1823, vgl. Kölner Domblatt vom 30. Juni 1878: „Merkwürdig ist es auch, dass der Kölner Fuss fast genau den römischen Fuss ausmacht, den man erhält, wenn man aus 17 vorhandenen Abnahmen dieses römischen Fusses auf alten Monumenten das Mittel berechnet. Köln hat also als eine wahre römische Colonie stets das wahre römische Urmaass behalten.“ Der kölnische Fuss ist 2" und $1\frac{1}{2}'''$ kleiner als der rheinische. Sollte Wiebeking vielleicht den letzteren gemeint haben? Doch stimmen mit dieser Annahme die bisherigen Berechnungen nicht. Lucas de S. Cagnazzi, Ueber den Werth der Maasse und Gewichte der alten Römer, Kopenh. 1828 bestimmte nach Monumenten den Röm. Fuss als = 131,32 P. L., nach 12 erhaltenen Fussmaassen = 130,75, nach geographischen Angaben = 131,34, aus astronomischen Zahlen der Alten = 117,6. Böckh, *Metrolog. Untersuch.* Berlin 1838 berechnet aus der capitolinischen Amphora den Röm. Fuss zu 131,15 P. L., aus dem Farnesischen Congius zu 132,8, aus andern Gefässen zu 133 und 135,5. Der Rheinische und frühere Preussische Fuss ist 139,13 P. L. gross, der Cölnische 122. Boisseree sagt, dass der Römische Fuss bei den Baumeistern des Mittelalters sehr gebräuchlich gewesen sei, es gebe einen alten Plan des Cölners Domes, der nach einem Fuss = 130 P. L. ausgeführt sei. Hultsch, *Griech. u. röm. Metrologie*, Berlin 1882, bemerkt, dass Carl der Grosse die arabische Elle = 0,64 m in die christliche Welt eingeführt habe, deren Hälfte 0,32 der Fuss war, der sich im *pied du roi* erhalten hat = 0,3248 m. In Frankreich erhielt sich der Röm. Fuss bis zur Revolution, denn die Pariser Elle war = 4 Röm. Fuss, dieser = 0,29326 m. Nach Rapers erfuhr der Römische Fuss, der ursprünglich nach dem im Tempel der Juno auf dem Capitol bewahrten Normalmaass eine konstante Grösse war, vom 2. Jahrhundert n. Chr. an eine geringe Verkleinerung um $\frac{5}{1000}$ des engl. Fusses. Er ist dann nur 130,42 P. L. = 0,2942 m. Der bei den Tugrern übliche Drusianische Fuss war $\frac{1}{8}$ grösser als der Römische, nämlich = 0,333 m. Es scheint, dass der Fuss bei den Kulturvölkern immer kleiner geworden ist. Der babylonische ist nach Brandis = 156,43 P. L. Doch messen die grössten Backsteine von Babylon fast genau 1 engl. Fuss oder 135,16 P. L.

Im Jahre 1883 wurden in der Meckenheimer Strasse im Hofraume des Hauses Nr. 10 römische Gräber in einer Tiefe von etwa $2\frac{1}{2}$ m aufgefunden, die nach den von Herrn Baumeister Thoma aufbewahrten Thongefässen derselben Zeit wie die oben erwähnten angehören. Auch sind zwei Schädel von hier den dort gefundenen ganz entsprechend. Auch im Garten von

Martha's Hof wurde ein Steinsarg, daneben römische Thonscherben und ein schönes Glas in 1 $\frac{1}{2}$ m Tiefe angetroffen.

Schaaffhausen.

9. Der Donnerkeil von Martha's Hof in Bonn und die Nephritfrage. Prof. Schaaffhausen legte in der Sitzung vom 5. Mai 1884 ein nephritähnliches Flachbeil von seltener Grösse vor, welches beim Abbruch eines alten Klostergebäudes in dem der Stiftung Martha's Hof gehörigen, zwischen der Kölnstrasse und Kesselgasse gelegenen Garten Anfang April d. J. gefunden worden ist. Hier war ein Kloster der Cisterzienserinnen, dessen Kirche da stand, wo jetzt das Haus des Herrn Sonntag erbaut ist. In der Nähe wurden auch christliche Gräber entdeckt. Das Beil lag auf dem Kehlbalken des oberen Speichers unter einem Sparren. Die Auffindung an dieser Stelle erklärt sich aus dem noch im Mittelalter verbreiteten Glauben an die schützende Kraft dieser als Blitz- oder Donnersteine bezeichneten vorgeschichtlichen Geräthe, deren wirklicher Ursprung unbekannt war. Schon Plinius sagt XXXVII, 55 vom Bronteia, dass er, wie man meine, beim Donner herabfalle und, wenn wir es glauben wollten, die vom Blitze getroffenen Gegenstände lösche. Noch im 17. Jahrhundert bildet L. Moscardo in seinen Note del museo di Lod. Moscardo, Padua 1656 Steinbeile als sagittae fulminis ab, und schreibt: „wer sie trägt, kann nicht im Wasser untergehen und nicht vom Blitze getroffen werden.“ Die Farbe des Beils ist schmutzig hellgrün mit dunkelgrünen Flecken, es ist 266 mm lang, 103 mm breit und in der Mitte 33 mm dick und wiegt 1271 gr. Es gleicht einigermaßen im äussern Aussehen dem grossen Flachbeil von Grimmlinghausen, welches Herr Guntrum in Düsseldorf besitzt. Dieses hat ein spec. Gewicht von 3,347, das des Bonner Beils ist nach einer vorläufigen Bestimmung 3,055 gr. Von beiden fehlt die mikroskopische Untersuchung. Jenes wurde bisher für Jadeit gehalten. Ueber dieses sagt Herr Professor von Lasaulx: „Die Härte ist 6—7, liegt zwischen Feldspath und Quarz in der Mitte. Der ächte Nephrit von Neuseeland wird durch das Beil geritzt, dagegen wird es selbst von ächtem chinesischem Nephrit geritzt. Ebenso ist der Nephrit von dem bekannten grossen Stücke des Poppelsdorfer Museums härter, dessen spec. Gewicht = 2,949 an einem zur Analyse verwendeten Stücke bestimmt worden ist. Der Siliciophit, ein mit Opal durchdrungener Serpentin hat die gleiche Härte wie das vorliegende Beil. Gleiche Härte hat auch Fischer bei einigen Falsonephriten gefunden, die er für Serpentin erklärt.“ Die Oberfläche des Beils zeigt kleine durch Verwitterung entstandene Löcher. Virchow hat darauf aufmerksam gemacht, dass diese Flachbeile ein ganz anderes Verbreitungsgebiet haben, als die kleinen Nephritbeile (vgl. Zeitschr. f. Ethnol. Sitzb. vom 16. Juli 1881, 11. März. 22. April und 21. Sept. 1882). Sie fehlen

beide jenseits der Elbe, was gegen ihre Einführung aus dem Osten, aber für dieselbe aus dem Süden oder Westen spricht. Drei grosse Jadeitflachbeile, ein Nephrit- und zwei Chloromelanitbeile befinden sich in Dürkheim, sieben Jadeitbeile in Dornach, zwei Flachbeile in Colmar. Von den zahlreichen Nephriten des Ueberlinger See's, worunter auch unfertige Beile, Splitter und Spähne und ein grösserer Block finden sich 800 Stück, im Rossgarten-Museum zu Constanz, darunter ist aber kein einziges hinten zugespitztes Flachbeil. Merkwürdig sind grosse Flachbeile aus Feuerstein von der Form eines Kürbiskernes, die in Nordamerika vorkommen. Das Frankfurter städtische Museum besitzt deren drei, die auf einer Farm in Illinois gefunden sind. Fischer hatte alle vorgeschichtlichen Nephrite als aus Turkestan oder Nordasien herkommend angesehen, da ein anderes Vorkommen des Minerals als noch das auf Neuseeland nicht bekannt war (vgl. Jahrb. L. S. 290). Durch die mikroskopische Untersuchung hat sich aber herausgestellt, dass die nephritartigen Gesteine in ihrer feineren Struktur eine grosse Verschiedenheit zeigen und Arzruni sagt geradezu, dass die Nephrite verschiedener Herkunft typisch verschieden seien. Die Pfahlbaunephrite haben einen grösseren Wassergehalt und geringere Härte, für Jadeit ist der feinzackige Bruch typisch. Der Nephrit zeigt im Spectroscop die für ihn charakteristische Natriumlinie. A. B. Meyer hat wiederholt auf die Wahrscheinlichkeit anderer Fundorte des Nephrits hingewiesen und bezeichnet in seinen letzten Mittheilungen als solche folgende. Es wird Rohjadeit mit dem spec. Gewicht des Nephrit in Barma in Hinterindien gefunden, der in grosser Menge nach China geht, auch kommt Nephritgeröll in grossen Massen in Alaska im nordwestlichen Amerika vor. Ein Stück Nephrit wurde im Geröll der Sann bei Cilli in Steiermark 1880 gefunden, dem Mauracher Pfahlbaunephrit ähnlich, mit einem spec. Gewicht von 3,02. Im Jahre 1883 entdeckte von Hochstetter in der Grazer Ausstellung ein Nephritgeschiebe mit einem spec. Gewicht von 3,023. Es war 1875 in einem Schotterhaufen zu Graz gefunden worden, der aus dem Murthale herrührte (vgl. Sitzungsberichte d. niederrh. Gesellschaft vom 5. Mai 1884). Auch Mortillet, Archéol. préh. 1883 p. 539 bemerkt, der Umstand, dass die Varietäten des Jadeit lokalisiert seien, spreche dafür, dass sie aus Frankreich stammen, wenn man auch noch nicht das natürliche Vorkommen kenne. In den Dolmen von Morbihan kommen Jadeitbeile von 377 bis 32 mm Grösse vor. Unter 246 Steinbeilen der Dép. Seine et Marne sind 9 von Jade oder Jadeit. Das grösste Stück grüner Jade befindet sich im Mausoleum des Tamerlan zu Samarkand, es ist 2,25 m lang, 0,45 m hoch und wiegt 1805,6 Pfd. Sch.

10. Bonn. Mittelalterliche Inschrift. Bei den Restaurationsarbeiten an der hiesigen Münsterkirche fanden sich unter altem Baumaterial, das

aus der Krypta herrühren soll, zwei mit Schriftzügen versehene Fragmente, die gegenwärtig im Kreuzgange der Kirche liegen. Beide sind Stücke ein und derselben Tafel, wie es das gleiche Material, feinkörniger rother Sandstein, die gleiche Dicke und Höhe der Platte, die gleiche Ornamentirung des obern und untern Randes, die völlige Uebereinstimmung der Zeilenabtheilung und der Schriftzüge zur Evidenz beweisen. Die Tafel ist etwa 68 cm hoch, die eigentliche Schriftfläche hat eine Höhe von 47 cm. Beide Stücke sind an ihrer linken Seite geradlinig abgearbeitet. Das Erhaltene hat eine Breite von 84 cm. Die Ornamentirung des Randes besteht aus vier ungleich weit von einander abstehenden Parallellinien, die im Ganzen sorgfältig gezogen sind. Die Inschrift hat 6 Zeilen, deren jede zwischen je einem Paare paralleler 5,5 bis 7 cm von einander abstehender Linien stehet; nur ausnahmsweise reichen die Endpunkte der Buchstaben an diese Linien heran, die in ihrer Führung lange nicht dieselbe Sorgfalt zeigen wie die Linien des Randes. Hier folgt der Text beider Fragmente, wobei ich ausdrücklich bemerke, dass die Anordnung nur auf Conjectur beruhet und Vertauschung von I und II nicht absolut ausgeschlossen ist.

I.

I M E T Q /// E T
 E G O Q V I
 S A P R E C I B
 T V I T N E ///
 V M A R T I S O
 M O D E B

II.

O N A R V E
 M E A F A T A
 R O D V C E R E
 P O P V L W S
 O R S N E C T ///
 D O N A

Dem Gesamtcharakter nach kann die Inschrift nicht wohl später als etwa 1100 verfertigt worden sein.

Die Schrift, in festen klaren Zügen, hat den Charakter guter römischer Kapitalschrift. Zur genauern Erläuterung diene Folgendes: A ist durchweg oben gradlinig abgeschlossen; die Endpunkte der Schenkel des Buchstabens sind gleichzeitig die Endpunkte dieses horizontalen Striches. Einmal nur, in II 6 in dona, findet sich eine Abweichung: eine geschwun-

gene Linie bildet den linken Schenkel des Buchstabens, an deren oberes Ende der rechte, gradlinige direct sich ansetzt; hier ist auch der mittlere Verbindungsstrich nicht horizontal, sondern von links nach rechts aufsteigend. Im B ist der untere Theil weit rechts ausgebogen und setzt nicht an der hasta, sondern etwa am Anfange des letzten Drittels des obern Bogens an. C, G, O und Q wahren die Kreisform, die horizontalen Linien in E und F sind gleich lang, L ist rechtwinklig, im M sind beide Schenkel gegeneinander geneigt, und der Scheitel des innern Winkels liegt stets höher als die Fusspunkte der Schenkel. Im R tritt der den untern Theil des Buchstabens bildende Schweif, etwa am Anfange des letzten Drittels des obern Bogens ansetzend, weit nach rechts hinaus. Die Enden der Linien zeigen leichte schwalbenschwanzartige Ausschweifungen, am auffallendsten im G. — Sehr auffallend ist II4 das W, doch ist es möglich, dass das V dem Steinmetz zu weit nach links gerathen ist und er es mehr nach rechts wiederholt hat. — Ein Fall einer Wortkürzung findet sich nur, I3 im Anfang. Deutlich ist der horizontale Strich über dem Worte, das Zeichen der Abkürzung, zu erkennen; der vorhergehende Zug kann nur der Rest eines R sein. Von Ligaturen finden sich folgende Beispiele: In II3 sind die Silben DV und CE ausgedrückt durch Einsetzen des zweiten Buchstabens in die Rundung des ersten; demgemäss lese ich II5, wo im O ein R stehet, ors, nicht ros. In derselben Zeile sind N und E, und in I5 M mit A und I mit S in der bekannten Weise ligirt.

Die Beschaffenheit der Inschrift eröffnet der Conjectur ein weites Feld. Hier mögen nur einige Vorschläge zur Ergänzung gewagt werden. In rue, II1, steckt gewiss eine Form des Zeitwortes ruere; dann möchte sich das vorhergehende Wort leicht zu pRONA ergänzen lassen. Zur Auflösung der Abkürzung in I3 bieten sich die Wörter nostra (nra), vestra (vra) oder gratia (gra). I4 wohl poTVIT. I6 mit II6 möchte ich lesen huMO DEbita DONA. II5 etwa mORS?

Sicherlich haben wir es hier mit einer Grabschrift zu thun. Der Todte klagt den Ueberlebenden über die Uerbittlichkeit des Todes; kein Flehen sei im Stande gewesen, ihm die Lebenszeit zu verlängern (fata producere); im März habe er der Erde den schuldigen Tribut gezahlt. Für seine hervorragende Stellung mag es sprechen, dass auch der populus, wie es scheint, um längeres Leben für den Heimgegangenen flehte.

Bonn.

Rosbach.

11. Hügelgräber am Rhein auf den Höhen zwischen Boppard und St. Goar. Im vergangenen Sommer hat Herr Jacob Schmitz aus Andernach in dem Gemeindewald von Lieserfeld 7, in dem von Ober- und Niedergondershausen 14, in dem von Halsenbach 6, im Königlichen Forste bei Ehr 3 Hügelgräber öffnen lassen. Viele werthvolle Fundgegenstände, 22 bronzene

Arm-, Bein- und Halsringe, blaue gerippte Glasperlen, verschiedene ornamentirte Thongefässe hat das Provinzial-Museum in Bonn angekauft. Unter den Bronzeringen befindet sich einer jener starkgewundenen blattförmigen Ringe, die aus einem hin- und hergedrehten gekreuzten Blechstreifen bestehen. Virchow hatte sie für eine östliche Form gehalten, die in Westeuropa fehle. Das Bonner Museum besitzt bereits einen solchen aus einem Sponheimer Hügelgrab, in der prähistorischen Sammlung von Cassel sind 6 vorhanden. Sie stammen von Hadamar und Wahlheiden. Auch in Mainz sind solche, einer aus Mecklenburg-Schwerin, einer aus Neu-Stettin und einer aus Altenberg. Die Kanten eines viereckigen Bronzestabes sind zu blattförmigen Lamellen ausgeschlagen und in verschiedenen Richtungen gewunden. Diese Torques sehen einem aus Blättern gewundenen Kranze ähnlich und sollen wohl einen solchen darstellen. Dass zwischen den Blättern eine Ausfüllung war, ist nicht wahrscheinlich. Sie sind am Rheine nicht selten (vgl. Jahrb. LXXII S. 177). Drei jener Grabhügel enthielten römische Gegenstände. Der Finder besitzt noch 20 Hals- und Armringe. Eine Bronzefibel, zwei Thongefässe und Bruchstücke eiserner Lanzen spitzen kamen in das Museum von Wiesbaden. In dem Bopparder Walde wie bei Beulig sind noch viele Grabhügel vorhanden. Sch.

12. Buschdorf bei Bonn. Grabfund. Beim Ausbeuten einer der dortigen Gemeinde zugehörigen Sandgrube wurde ein steinerner Sarg gefunden. Der Inhalt desselben wurde dem Unterzeichneten durch den königlichen Landrath des Kreises Bonn, Herrn Geh. Rath von Sandt, in freundlichster Weise zur Prüfung mitgetheilt. Der Fund ist um so interessanter, als sonst sich in der Sandgrube keine Spuren davon erhalten haben, dass dieselbe zur Römerzeit benutzt worden ist. In dem Sarge fanden sich zunächst ausser Aschenresten acht Münzen aus ziemlich verschiedener Zeit. Die älteste ist ein Grosserz, dessen Revers gänzlich abgeschliffen ist und auf dessen Avers sich eben noch das Brustbild des Nerva erkennen lässt. Der Zeit nach folgt dann ein Mittelerz des Aurelianus mit der Umschrift: *Imp. Aurelianus Aug. R Restit* Weibl. Figur, dem Kaiser eine Krone reichend. Zu diesen gesellen sich dann drei Kleinerze des Diocletian:

1. *Imp. Diocletianus Aug.* — Cap. rad. R *Salus Augg.* Salus serpentem pascens.
2. *Diocletianus P. F. Aug.* — Cap. rad. R *Abundant. Augg.* Abundantia.
3. *Diocletianus P. F. Aug.* — Cap. rad. — R *Claritas Augg.*

Endlich drei Kleinerze des Maximianus Hercules:

4. *Imp. C. M. A. Val. Maximianus Aug.* — Cap. rad. — R *Jovi Cons[er]vat.* Jupiter stans. Im Abschnitt P. XX. I. T.

5. *Imp. Maximianus Aug.* — Cap. rad. — R *Jovi Augg.* Jupiter sedens.

6. *Imp. Maximianus Aug.* — Cap. rad. — R *Salus Augg.* Salus serpentem pascens.

Die Stücke sind alle mit Ausnahme des vierten sehr gut erhalten, woraus sich auf die Zeit der Beisetzung des Sarges ein Schluss ziehen lässt. Unstreitig das meiste Interesse nimmt jedoch für sich in Anspruch ein mit den Münzen zusammen gefundenes gehenkeltes Fläschchen von blauem Glase, das, wenn man von einem kleinen Sprunge unten in der Nähe des Bodens absieht, wohl erhalten ist. Es ist 9 cm hoch, hat eine zierliche lang gestreckte Form mit entsprechendem langem Halse und gleicht sehr dem 10 cm hohen Fläschchen von gleichfalls blauem Glas, welches das Provinzial-Museum in Bonn aus einem Kölner Funde erworben hat (Inv. No. 1684). Der Fuss wird von hellgelbem Glasfluss gebildet. Ein aufgeschmolzener feiner Faden von ebenfalls gelbem Glasfluss windet sich oben auf der Wandung beginnend um den ganzen Hals und bildet zu einer grösseren Dicke erstarkt gleichsam ein unter dem Rande desselben sich hinziehendes Band.

Jos. Klein.

13. Köln. Im Monat April d. J. haben in Köln und nächster Umgebung Ausgrabungen römischer Alterthümer stattgefunden, welche in meinen Besitz gelangt sind. In der Nähe der Alteburg wurde durch das Zurücktreten des Rheines im Schlamm das Bruchstück eines grossen Barbotin-Gefässes in der Art, wie sie öfters mit Jagdscenen verziert vorkommen, gefunden. Sehr gut darauf erhalten ist die Darstellung „die Entführung der Europa“.

Dieselbe ruht fast nackend mit fliegendem Haare auf dem Stier — sie hat Perlen um den Hals und Schnüre hängen über ihren Rücken — mit der Linken hat sie ein Horn des Stieres umfasst, während ihre Rechte auf der Brust des Stieres ruht. Der Stier äusserst charakteristisch sieht sie freundlich an, hat den Mund halb geöffnet mit etwas vorgestreckter Zunge. Das Ganze ist in sehr hohem Relief ausgeführt. Die Darstellung ist eine seltene — in Salzburg wurde dieselbe 1867 in einem Mosaikboden gefunden und eine sehr ähnliche auf einem Wandgemälde in Herculaneum. Auf dem Bruchstücke ist noch ein zweiter eigenthümlicher Kopf sichtbar, der aber zu einer andern Darstellung gehört und dessen Körpertheil abgebrochen nicht zu erklären ist.

Ferner wurden bei Ausschachtung eines Neubaues in hiesiger Stadt zwei grosse bräunlich schwarze ganz gleiche Urnen mit reicher Lotus-Verzierung ausgegraben. Dieselben standen nebeneinander und lässt sich vermuthen, dass es ein Familiengrab gewesen ist. Auch stand dabei ein Gefäss von gelbem Thon, ähnlich unsern jetzigen Ampeln, mit zwei Reihen

wellenförmiger Verzierungen. In der Nähe des Weisshauses bei Köln, an der sogenannten Römerstrasse, wurde eine kleine Bronzelampe in Gestalt eines Elephanten ausgegraben. Derselbe scheint ein afrikanischer Elefant zu sein, ist sehr naturgetreu mit sehr kleinen Augen, langen gehobenen Ohren und schweren Hauern ausgeführt. Der gebogene Rüssel ist oben und unten mit Randleisten verziert, der Schwanz ziemlich dünn und spitz. Die Länge des Körpers ist $8\frac{1}{2}$ cm, die Höhe 5 cm. Auf dem Rücken befindet sich das Eingussloch.

Köln.

Ed. Herstatt.

14. Köln. Römische Inschrift am Pfaffenthor. Die Pfaffenpforte, das Thor in der Nordfront des römischen Köln, welches ein hervorragendes Interesse dadurch hat, dass es den in Stein eingemeisselten Taufnamen der Stadt an der Stirn trägt, nämlich C·C·A·A· (Colonia Claudia Augusta Agrippinensis), stand bis zum Jahre 1825 in der Strasse „Unter Fethenhennen“, wo ein Gedenkstein noch daran erinnert, und befand sich bis Ende vorigen Jahres in den Gartenanlagen des Wallraf-Richartz-Museums in einer Ecke, wohin kaum zu irgend einer Tageszeit ein Sonnenstrahl dringen konnte. Neuerdings wurde der Thorbogen eingemauert an der Südseite des neuen Schulhauses neben dem Chor der Kirche Maria im Capitol, wo derselbe in einer sehr günstigen Beleuchtung steht. Bei einer wiederholten Betrachtung glaubte ich folgende Wahrnehmung zu machen:

In dem unterhalb der obenerwähnten Inschrift befindlichen tiefern flachen Felde sind dunkle Stellen erkennbar, welche sich von der übrigen glatten und hellern Oberfläche der Quadern deutlich abheben. Ueber diese dunkeln Stellen ist zu bemerken: 1) dass dieselben in einer auffallenden Regelmässigkeit der Intervalle aufeinander folgen; 2) dass ebenso regelmässig die Oberfläche hier vertieft und nicht glatt behauen erscheint; 3) dass diese Vertiefungen, welche in auffallender Weise vielfach von graden Linien begrenzt sind, nicht vom Zahn der Zeit herrühren können, sondern vom Meissel der Steinmetzen herrühren müssen. Wenn ich noch hinzufüge, dass man genau unter dem Interpunctszeichen zwischen dem zweiten C und dem ersten A der obern Inschrift ein vorzüglich erhaltenes römisches Interpunctszeichen nicht verkennen kann, so muss ich zu der Annahme kommen, dass wir es hier mit den Resten einer zweiten, später ausge-meisselten Inschrift zu thun haben. Vor dem erwähnten Interpunctszeichen liest man die beiden Buchstaben I A; von dem folgenden Worte treten mehr oder weniger deutlich sechs Buchstaben hervor, welche das Wort Gallien zu bilden scheinen. Somit wäre es wahrscheinlich, dass wir Fragmente einer Inschrift vor uns haben mit dem Namen des Kaisers Gallienus (260—268), dessen Beziehungen zu Köln Professor Düntzer in

den Bonner Jahrbüchern Heft IV p. 45 ff. auseinandergesetzt hat. Gallienus hatte nämlich am Niederrhein nicht allein sich selbst gegen den Gegenkaiser Postumus, sondern auch das bereits aus den Fugen gehende römische Reich gegen die Einfälle der Germanen zu vertheidigen.

Dass es bei den Römern bereits seit Nero gebräuchlich war, um das Andenken an missliebige Kaiser zu tilgen, nach ihrem Tode die Statuen derselben niederzureissen und ihre Namen auf öffentlichen Inschriften auszuweissen, ist eine bekannte Thatsache. Dass den Kaiser Gallienus ein solches Strafgericht treffen konnte, wäre nach den Mittheilungen seines Biographen Pollio nicht zu verwundern.

Eine vollständige Ergänzung der Inschrift wage ich noch nicht, wie ich ebensowenig Vermuthungen darüber aussprechen will, welche sich daran anknüpfen können, sondern ich begnüge mich damit, auf das Vorhandensein von Fragmenten einer zweiten Inschrift auf dem Pfaffenthor hinzuweisen und zu weiterer Forschung anzuregen.

Dr. Jos. Kamp.

15. Königsbach. Reitende Matrone. Zu dem Steinbild der reitenden Matrone aus Büchig in Baden (siehe Heft 76 Miscellen S. 239) gesellen sich in jüngster Zeit noch zwei Funde dieser Art, der eine in Stettfeld bei Bruchsal (siehe S. 235) und der zweite, welchen ich am Kirchthurm des Ortes Königsbach (Amt Durlach) eingemauert gefunden habe. Dieses Standbild ist vollständig erhalten etwa 1,5 m hoch. Die Matrone hat auch hier die beiden auseinandergehenden Füße auf einem Sitzbrett, das eine Verzierung zeigt. In der rechten Hand hält sie eine Frucht (Apfel), während die linke sich an den Hals des Pferdes anlegt. Ferner ist bei dem Kleid, das einen schönen Faltenwurf zeigt, noch hervorzuheben, dass zunächst unten am Saum des Kleides noch ein Querabsatz desselben bemerkbar ist.

Die Kirchhofmauer zunächst dieser Kirche zeigt eine vollständige Aufmauerung nach der Art des römischen Opus spicatum, doch scheint es sich bei dieser jedenfalls mittelalterlichen Mauer nur um die Nachahmung einer römischen, damals vielleicht noch erhaltenen Aufmauerung der nahen Villa bei Wilferdingen gehandelt zu haben.

Karlsruhe.

Naeher.



16. Lipp. Matroneninschrift. Lipp ist ein altes Dorf bei Bedburg an der Erft. Die parochia de Luppe kommt bereits im Jahre 1290 vor: Lacom-

blet, Urkundenb. II, 897. Die jetzige Pfarrkirche besteht aus zwei baulich sehr verschiedenen Theilen, einem jüngeren gothischen, der die Jahreszahl 1503 trägt, und einem älteren romanischen, der aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammen mag. Diesem Theile gehört auch die nördliche Wand der Kirche an, an der vermauerte Bogen sichtbar sind, welche auf ein verschwundenes Seitenschiff schliessen lassen. In dem Sockel dieser romanischen Nordmauer, und zwar zwischen den Basen zweier Rundbögen, steht eine Platte aus grauem Sandstein eingemauert, welche früher von Gras und Ranken überwuchert war, nun aber in Folge einer vorgenommenen Säuberung ans Tageslicht getreten ist. Die untere Hälfte des Steins ist jetzt wieder ummauert, also der Besichtigung entzogen, soll aber nach der Erinnerung eines kompetenten Zeugen, der bei der Blosslegung zugegen war, stark verwittert sein und keine Spur mehr von Buchstaben aufweisen. Der sichtbare Theil hat eine Höhe von 34 und eine Breite von 40 cm. Er enthält folgende schön und deutlich gemeisselte Inschrift:

M A T R O N S
 V A T V I M S
 S V P E R O V A R
 I O N I S I T I T
 O V A R T I O N I S

Also: Matronis Vatuims Superovaronis it t Ovartionis. In Bezug auf die Schriftzüge ist bemerkenswerth, dass VA dreimal durch schräge Parallelstriche ohne alle Spur eines Verbindungsbalkens ausgedrückt ist. Das letzte Wort der vierten Zeile ist kaum noch sichtbar; der vorletzte Buchstabe scheint nach dem übrig gebliebenen Reste ein P oder R gewesen zu sein. Demnach wird sich das Wort schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen.

Mit dieser Inschrift harmoniren zum Theil solche aus den ebenfalls dem Erftgebiet angehörigen und nur ein paar Stunden entfernten Dörfern Güsten und Rödingen (Kr. Jülich). So Bramb. 607, 610 und 611 (vgl. 626): Matronis Vatuaiabus; 612: Matronis Vatuims. Im Index: vatuims = vatuivis (?). An Vatuivis ist bei der hier vorliegenden Inschrift durchaus nicht zu denken, eher wäre noch Vatuinis möglich.

Ovartionis und Superovaronis¹⁾ (hier scheint das t einfach vergessen zu sein) müssen wohl als lokale Bezeichnungen aufgefasst werden. Hoffent-

1) Wenn auch eine endgültige Deutung erst durch eine nochmalige genaue Untersuchung des Steines, welche leider bis jetzt nicht ausführbar war, gegeben werden kann, so glauben wir dennoch kaum zu irren, wenn wir abweichend von dem Herrn Verfasser Z. 3 Super Quartionis und Z. 5 ebenfalls Quartionis lesen und in Super vielmehr den Namen des Dedicanten als den Beinamen der Matronen sehen.

lich gelingt es einem kundigen Forscher, dieselben zu deuten. Vielleicht steht die ebenfalls niederrheinische Inschrift bei Bramb. 1993 damit in Zusammenhang, in der die Verbindung

M A T R I B V S V A P
T H I A B V S

vorkommt, wofür wohl Matribus Varthiabus zu lesen war. Schliesslich mag noch erwähnt werden, dass im Kreise Jülich ein Ortsname Opherten vorkommt, dessen frühere Lautgestaltung mir leider unbekannt ist.

Strassburg.

Dr. Fuss.

17. Neuenahr. Der leidlich erhaltene Burggraben ist das einzige, sichtbare Ueberbleisel, welches von der einst so berühmten Burg Neuenahr auf uns gekommen ist. Schon Gottfried Kinkel erwähnt diesen Umstand in seinem 1846 bei F. Habicht in Bonn erschienenen Buche: Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben S. 234. Es wird daher für manchen Leser nicht ohne Interesse sein zu erfahren, dass bei den wenig umfangreichen Ausschachtungen, welche in diesem Sommer zur Errichtung eines Schutzhauses auf dem Berge Neuenahr vorgenommen wurden, dicht unter der Oberfläche Mauerreste frei gelegt wurden, welche durch Material (auch Tuffsteine) und Anlage darauf schliessen liessen, dass man in ihnen Theile des alten Baues zu erkennen habe. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Scherben und Thongefässe ausgegraben, welche, da das Zerstörungsjahr der Burg, 1371¹⁾, geschichtlich feststeht, als datirbare Gegenstände aus so früher Zeit immerhin Beachtung verdienen. Es würde voraussichtlich nur geringer Arbeit bedürfen, um über die Anlage der Burg Klarheit zu schaffen.

Bei dieser Gelegenheit möge noch erwähnt werden, dass ich vor kurzem einige hundert Schritte südlich von der Burg Neuenahr frei auf dem Waldboden liegend ein 11 cm langes nicht durchbohrtes Steinbeil aus Feuerstein oder Quarzit fand.

Bonn, Juni 1884.

F. v. Vleuten.

18. Rheinische Gräber und nordischer Goldschmuck aus der Pfalz. Die Plattengräber, d. h. aus rohen Steinplatten zusammengesetzte Begräbnisstellen, gehören zu den Grabsetzungen, welche in erster Linie das Interesse der heimathlichen Forschung auf sich ziehen. Sie bergen nämlich im Rheinlande die germanischen Ansiedler, welche sich nach der Völkerwanderung in Gehöften und Ortschaften bei uns niederliessen; in ihrem

1) Kinkel, S. 239. Die Geschichte der Burg und des Geschlechtes Neuenahr ist auch recht übersichtlich zusammengestellt im: Leidfaden für die Besucher und Freunde des Bades Neuenahr. 9. Aufl. o. J. bei J. P. Bachem im Köln; von A. L. (Direktor Lenné) S. 65; Die Zerstörung der Burg S. 71.

Schutze ruhen die Ahnen unserer heutigen, im Rheinlande sesshaften Generation! — Besonders werthvolle Funde lieferten bisher diese alamannisch-fränkischen Gräber in Rheinhessen, wo Lindenschmit sie zum Gegenstand seiner Untersuchung machte. Bekannt sind die Friedhöfe dieser Art von Selzen, Monsheim, Flörsheim, Osthofen, Wiesoppenheim u. A. In der Pfalz, wo überhaupt die Archäologie wissenschaftlich erst seit einem Dezennium betrieben wird, hat man diesen Begräbnissen bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt. In weiteren Kreisen bekannt ist nur das reiche Grabfeld von Gersheim an der Blies in der Westpfalz. Und doch kann kein Zweifel sein, dass sich in der Vorderpfalz, im sonnigen fruchtbaren Speiergau auch starke Ansiedelungen aus dieser, der merowingisch-fränkischen Zeit finden müssen. Wohnten doch die Burgunden bis zum Speierbache hinauf, und haben doch hier die edlen, angesehenen Geschlechter der Konradine und Leiningen den Kern ihrer Besitzungen bei Worms, Speier, Dürkheim gehabt.

In neuester Zeit ist man nun in der Gegend des weinberühmten Deidesheim auf Spuren fränkischer Plattengräber gestossen, deren Inhalt sich ebenbürtig zu denen Rheinhessens und Schwabens stellt. An der alten Strasse, die von Deidesheim her über Niederkirchen und Rödersheim in der Richtung nach Speier führt, dem alten Hauptorte dieses Gaues, dem Bischofssitze am Rhein, fand man an drei Stellen solche Gräber, welche die alten fränkischen oder alamannischen Edelingelichen bergen. Die erste Stelle zwischen Deidesheim und Niederkirchen, wo zur Linken der Weg nach Lambsheim und Worms abführt. An dieser Wegkreuzung stiess man in 1 m Tiefe unter der Oberfläche vergangenes Jahr auf ein Plattengrab von 2 m Länge, $\frac{1}{2}$ m Breite und Tiefe, in welchem zwei Leichen nebeneinander gebettet waren. Nach den Körpermaassen waren es Mann und Frau. Bei letzterer lag ein längliches Beschläg von 8,5 cm Länge und 1 cm Breite aus Bronze, ferner ein verrostetes Eisen von 4 cm Länge und 2 cm Breite, welches zum Gürtelhaken gedient haben mag. Dies gewöhnlichere Beigaben! Selten und unerwartet war dabei der Befund einer goldenen, kreisförmigen Zierplatte. Dieselbe hat die Grösse eines Thalers und einen Durchmesser von 3,5 cm. Gefertigt ist sie aus dünnem Goldblech, welches am Rande von einem 2 mm breiten Silberstreifen bordirt ist. Den 5 mm breiten, kurzen Rand umziehen drei Kreise, von denen der mittlere aus einer Zeichnung besteht, welche an aneinandergereihte Fichtennadeln erinnert, während der äussere und innere Kreis aus eingeschlagenen Punkten komponirt ist. Den Mittelraum nimmt deutlich erkennbar ein Drache



ein. Das mit geöffnetem Rachen und grossem, rundem Auge versehene Haupt desselben schaut von Rechts nach Links; die Mähne besteht aus langgezogenen Bändern und Punkten; der Leib zieht sich nach Links und endigt in einem gezackten Schweife, während der eine sichtbare Fuss eine dreifach getheilte Klaue bildet. Das ganze Zierstück ist nach den Eindrücken auf der Rückseite mit einem Metallstempel geschlagen und so mechanisch getrieben worden. Die Arbeit des Kompositeurs ist noch sehr primitiv, aber die Raumvertheilung beweist die Erfahrung des Goldschmiedes in dieser Sparte. Aehnliche Darstellungen von Drachen finden sich auf Zierscheiben aus denselben Gräbern, welche man zu Kirchheim in Württemberg und zu Wiesoppenheim in Rheinhessen ausgegraben hat. Das Kirchheimer Stück besteht gleichfalls aus Gold, das Rhein Hessische aus Silber. In der Darstellung nähert sich dem Deidesheimer am meisten das Kirchheimer; jedoch ist bei ersterem die Ornamentik reicher ausgeführt. Aus derselben Fabrik oder derselben Hand sind die drei, bisher bekannten Drachenplatten in keinem Falle.

Diese runden Zierplatten oder Brakteaten waren, nach der Rückseite und den 4—7 Nieten zu schliessen, angebracht auf einer weicheren Unterlage, vielleicht einem Lederstücke oder einem Tuchstoff und dienten mit Perlen als Collier oder Brustschmuck, besonders für vornehme Frauen germanischer Abkunft. Deidesheim heisst urkundlich Didinesheim und kommt als solches schon 760 vor.

Südwestlich vom nächsten, nach Osten zu gelegenen Dorfe, Rödersheim (urkundlich 858 Ratherisheim) liegt etwa 4 Kilometer von der erwähnten Fundstelle eine zweite. Auch diese hat ihre Lage an einer Strassenkreuzung; von Osten kommend geht rechts der Weg nach Niederkirchen, links nach Meckenheim. Im Oktober 1883 stiess hier der Besitzer Gerdon in der Tiefe von 1 m unter der Lehmerde — die Feldgewanne heisst „Lehmkauf“ — auf ein Plattengrab, dessen Axe wie die der anderen von West nach Ost gerichtet ist. Es mass 2 m in der Länge, $\frac{1}{2}$ m in die Breite und Höhe. Konstruirt war es aus 9 Sandsteinplatten, von denen 6 die Umrahmung, 3 den Deckel bildeten. Bei der Leiche, welche regelmässig mit dem Haupte nach Osten blickte, von wannen die Sonne kommt, lag in der Gürtelgegend ein stark verrostetes Eisenmesser. Es ist zerbrochen und kann seine Länge auf etwa 11 cm bestimmt werden. Die erhaltene Spitze desselben misst fast 4 cm. Ferner lag ein eiserner Gürtelhacken dabei, dessen rhomboidische Gestalt der des Pendant's von Deidesheim entspricht. In der Brustgegend fanden sich mehrere kleine, gelbbraune Thonperlen und eine blaue Glasperle von 15 mm Durchmesser. In der Nähe der Perlen lag auch hier eine goldene Zierplatte. Dieselbe ist etwas kleiner, wie die vorige, und hat nur 3 cm Durchmesser. Auch dies Medaillon besitzt eine $1\frac{1}{2}$ —2 mm breite

Silberborde; durch diese und das Goldblech sind sieben Nieten hindurchgetrieben, um so dem Rande mehr Festigkeit zu verleihen. Die Umrahmung wird bei diesem Stücke durch drei Kreise gebildet, welche aus Strichen bestehen, die in etwas verschiedener, schiefer Richtung aneinander gereiht sind. In der Mitte ist eine Art von Rosette eingeschlagen. Dieselbe besteht aus acht mit rechten Winkeln ausspringenden Ecken. Rippenförmig laufen in rechten Winkeln über die



ganze Figur Linien, welche Rauten einschliessen. Rippen und Rauten, überhaupt das ganze Ensemble legt zwar von gutem Willen, aber nur geringer Technik Zeugnis ab. Die Rosettenfigur macht den Eindruck eines Wappens. In 2 m Entfernung nach Osten stiess man in derselben Tiefe auf ein zweites Plattengrab. Dasselbe war genau so, wie das erste, aus 9 rohen Sandsteinplatten zusammengesetzt. Unter der Decke lagen wiederum zwei Leichen. Aber in ganz anderer Situation wie das Deidesheimer Ehepaar. Zusammengekauert in der südwestlichen Ecke stiess man auf ein starkes männliches Skelet, das mit der Schädeldecke an die Deckplatte stiess. Die einzelnen Knochen hatten eine fast unnatürliche Lage. Die linken Schenkelknochen lagen horizontal, während die rechten einen gegen die Decke fast berührenden Winkel bildeten. Bei diesem Skelett fand sich von Beigaben nichts, als ein rautenförmiges Eisenstück, der vermeintliche Gürtelhaken. Unter dem zweiten und dritten Deckstein lagerte gestreckt und regelrecht nach Osten blickend eine zweite Leiche. Ihre Dimensionen waren geringer; von Beigaben keine Spur. An der südlichen Innenwand des Grabes fanden sich im Lehm starke Holzstreifen. Dieselben rühren von Eichenholzbrettern her und bildeten ehemals einen eichenen Sarg, in welchem die zweite Leiche gebettet war.

Bei einer solchen auffallenden Lage der ersten Leiche, halb hockend, halb gestreckt, erhebt sich die Frage, wie kam dieselbe in diese Situation. Zwar kommen ähnliche Ausnahmefälle vor, dass z. B. einzelne Leichen, man muss annehmen Verbrecher, mit gekreuzten Füßen und auf dem Rücken zusammengelegten Händen, den Rücken nach oben abseits bestattet sind. Ein solcher Fall ward im Reihengräberfeld von Gersheim konstatirt (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ IV. Abtheilung, Leipzig 1879, S. 61—62). Allein gegen eine solche Annahme sprechen in diesem Falle mehrere Gründe, vor Allem die daneben, in einem Grabe liegende, regelmässig bestattete Leiche. Eher ist der grause Fall eines Scheintodes anzunehmen. Dafür spricht die exceptionelle Lage des Todten, sein an die Decke gepresster Schädel, sowie das gegen die leichteste Platte angedrückte Knie.

Lassen wir diesen schwierigen Fall unentschieden! — Ein drittes Plattengrab wurde in der „Pfaffenfahrt“ südöstlich von Rödersheim ohne Beigabe, aber mit fast regelmässiger Bestattung aufgedeckt.

Was die Körperverhältnisse der in diesen pfälzischen Plattengräbern bestatteten Alamannen oder Franken betrifft, so überschreiten die Skelette nach der Länge der Schenkelknochen (Humerus 40—45 cm) zu schliessen die jetzige Mittelgrösse bedeutend. Es müssen kraftvolle Gestalten von 7—8 Fuss Höhe gewesen sein, die hier bestattet liegen. Die Schädel sind langgestreckt und schmal (= dolichocephal), die Stirne vielfach nieder, die Augenbrauenbogen kräftig entwickelt, das Hinterhaupt weit herausgezogen und vom Scheitel abgesetzt. Die Wandung der Schädelknochen ist auffallend dick. Ohne Zweifel haben wir es in diesen Gräbern mit einer Rasse zu thun, welche dieselben typischen Merkmale aufweist, wie die in den Plattengräbern der Rheinlande, Schwabens und z. Th. Bayerns bestattete Bevölkerung germanischer Abkunft.

Auffallend ist der Mangel der mit dem Drachenbilde geschmückten Zierstücke in den spezifisch fränkischen Gegenden der weiter nach Norden gelegenen rheinischen Gaue. Es dürfte am Platze sein, daran zu erinnern, dass die mit dem Drachenkampfe eng verknüpfte Sigfridssage grade hier am Hartgebirge in dessen Schluchten und Quellen sich niedergeschlagen hat und dass im Isenachthale Namen wie Drachenfels und Drachenkammer, Sigfridsbrunnen und Brunhildisstuhl, Lintburg (= Drachenburg) und Krimhildenbette, die Erinnerung an die germanische Sagenwelt bewahrt haben. Da ähnliche Spuren sich auch im Neckarlande verfolgen lassen, so wäre die Annahme, dass zwischen diesen Volkssagen und diesen mit dem Drachen gezierten Schmuckstücken ein innerer Zusammenhang bestehe, nicht ausgeschlossen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Didinesheim und Ratherisheim ursprünglich südfränkische, mit alamannischen Bestandtheilen vermischte Bevölkerung besaßen, dass überhaupt fränkische und alamannische Hofbauern hier im Grenzgebiete durch einander gewürfelt sassen, bis Chlodwich's Sieg das politische Uebergewicht der Franken entschied. Gerade aber von den Alamannen wissen wir, dass sie nach Baumann's Forschungen im 2. Jahrhundert nach Chr. als Semnonen — d. h. „Hüter des Heiligthumes der Sueben“ vom Südstrande der Ostsee, dem Lande zwischen unterer Elbe und unterer Oder in der Richtung nach Südwesten auswanderten und im 4. und 5. Jahrhundert als Alamannen d. h. Männer des heiligen Haines die Rheinebenen besetzten. Wenn nun bekanntlich im Norden das Bild des Drachen, des Fabelthieres der Nordgermanen und der Wikinger heimatberechtigt ist, so dürfte der angedeutete rothe Faden den Drachen auf den Seeschiffen der nordischen Meerfahrer und den Schaustücken der rheinischen Hofbauern verbinden und erklären. Und endlich kommen auf den goldenen Schaumünzen des Nordens, den soge-

nannten Brakteaten dieselben Ornamentmotive in Verbindung mit der nämlichen Technik vor. Ja, was für den neueren Zusammenhang noch mehr spricht, ganz dieselben Drachengestalten finden sich auf einzelnen späteren dänischen Stücken. Ein im „Atlas de l'archéologie du Nord“ Tab. VIII. N. 158 abgebildeter Brakteat enthält einen Drachen, der wie die mittelhheinischen den Kopf rückwärts dreht, den Schweif gespalten trägt und eine dreifach gespaltene Klaue aufzeigt. Andere auf Tafel IX u. XII daselbst abgebildete Brakteaten mit Drachen in der Mitte des Zierstückes zeigen eine mehr oder minder grosse Entfernung vom ursprünglichen im Mittelrheinland und Südwestdeutschland vertretenen Typus. Ohne Zweifel jedoch ist der Goldbrakteat mit dem Drachenbild im Norden am Strande des Meeres zu Haus, ein Gebiet, welches die Phantasie der Anwohner mit Drachen und Schlangen von jeher ausgestattet hat. Fast scheint ja hierin eine schwache Erinnerung an die Saurier vergangener Erdperioden verborgen zu liegen oder haben die Altvordern an den Drachen gedacht, den der Himmelsgott Indra mit dem Donnerkeile zermalmet hat? — Beides wäre nach Prof. Fraas möglich! (vgl. „Humboldt“ 1. B. 9. H. „Der Lindwurm in Sage und Wahrheit“).

Auf der kühnen Fahrt vom Ostseestrande zum Rheinufer brachten diese Nordmänner mit in die neue Heimat die Heldensagen, die sie sangen von Odin und Sigfrid, vom Drachentöter und von den Walkyren, Brunhild und Krimhild, und den Festesschmuck von gleissendem Golde zierte sie wieder mit dem Drachenbilde, wie vordem von ihren Künstlern geschehen war, als ihre Vorfahren noch das hochbordige Drachenschiff auf manch' kühner Seefahrt gelenkt hatten. Wenn der gelehrte Direktor des Kopenhagener Museums, Worsaae ¹⁾ die entsprechenden nordischen Brakteaten in das 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. setzt, so haben wir analoger Weise mit diesen rheinischen Goldplatten Träger geschmückt zu denken, welche Zeitgenossen des Karl Martell und des Carolus Magnus waren. Nach altnordischem Gebrauch zierte man den goldenen Brustschmuck mit dem Drachen, dem Sinnbild der meerumwohnenden Nordmänner! — Und so künden die Namen der Berge und Schluchten von demselben Volke und ihrer Sagengeschichte, von welchem der Goldschmuck und das Eisengeräth vermeldet, das man im „Nibelungenlande“ (vgl. des Verfassers Schrift: „im Nibelungenlande, mythologische Wanderungen“, Stuttgart 1877). am Strande des Rheines an das Licht gebracht und untersucht hat. — Seid gegrüsst ihr Zeugen der Vorzeit, du Schmuckstück goldlockiger Frauen und blauäugiger Recken!

Dr. C. Mehlis.

1) Vgl. „les empreintes des bractéates en or“ p. 323—325.

19. Neue römische Alterthümer aus der westlichen Pfalz. Der Westen der Pfalz hat erst vor wenigen Monaten in den Skulpturen von der Heidelberg bei Waldfischbach eine reiche Ausbeute von römischen Skulpturen geliefert, und schon wieder haben wir Gelegenheit von einem neuen Funde Kunde zu geben.

Tief im Westreich, auf unbekannter Erde liegt am Glan im Kanton Landstuhl das einsame Dörfchen Nanzweiler. Hier entdeckte ein Oekonom vor einiger Zeit beim Umbrechen mehrere in Sandstein gehauene Skulpturen, dabei zwei Römermünzen, Falzziegeln und Asche. Das ganze lag 1 m unter der Sohle des Bodens an einem Platze.

Von drei mit Hochreliefs bedeckten Steinen gehören zwei zusammen. Auf dem ersten, der eine Länge von 55 cm, eine Höhe von 70 cm und eine untere Dicke von 28 cm hat, befinden sich auf der Vorderseite zwei der Köpfe beraubte Gestalten. Die erste ist nach der Gewandung und den Formen eine weibliche Gottheit, sie hält mit der Rechten auf dem Schooss eine Fruchtschaale. Die Toga reicht bei ihr in reichen Falten bis zu den Füßen herab. Die mittlere Gestalt hat den Oberkörper und die breite Brust entblösst und verräth männliche Formen; den Unterkörper bekleidet gleichfalls eine faltenreiche Toga. Auf einem Fragment von 27 cm Länge und 48 cm Höhe ist eine dritte, weibliche Gestalt angebracht. Auf der glatten Rückseite des Reliefs befindet sich ein wohlgebildetes, schreitendes Pferd. Wir wären geneigt, diesem Bildwerk nicht profanen, sondern sacralen Charakter zuzuschreiben und die drei Gestalten für Ceres, Jupiter und Flora oder Juno zu halten. Das Pferd möchte auf den Kultus der gallisch-germanischen Rossegöttin Epona zu deuten sein, und demnach könnte auch die vermeintliche Ceres auf eine Epona zurückzuführen sein. Die drei Figuren sind in sitzender Stellung angebracht und deutet das hervorragende Postament, auf welchem die Füße der Gestalten ruhen, auf einen Thronessel.

Von einer weiteren Skulpturarbeit ist nur der Untertheil erhalten.

Auf diesem 25 cm langen und 20 cm hohen Fragment ist gleichfalls im Hochrelief der Untertheil einer männlichen Gestalt angebracht. Füße und Schenkel sind bis oberhalb der Waden mit umgeschlagenen hohen Stiefeln (= caliga) bekleidet. Zur Rechten steht ein gansähnlicher Vogel. Nach der Bekleidung des Unterkörpers und dem Federthier möchte man in diesem Stumpf die Darstellung von Mars vermuthen. — Diese Funde, vermehrt durch ein von Glanmünchweiler herrührendes römisches Kapitäl, das nicht weit von der Kirche sich fand, welche drei römische Viergötteraltäre in den Fundamenten enthielt, wurden auf Veranlassung des Einsenders in diesen Tagen in das Museum nach Speier geschafft. Tritt in diesen Hochreliefs auch keine besondere Kunst zu Tage, so sind sie für die Kulturgeschichte dennoch von Interesse. Nicht nur Faltenwurf und Anlage der

Skulpturen zeigen von geschultem Verständniss für Formengebung, sondern auch die Thatsache, dass man in diesem abgelegenen Thälchen einst vor 1¹/₂ Jahrtausenden Juppiter, Ceres, Mars verehrte und von Stein bildete, gibt Zeugniss von einer gewissen, jetzt noch nicht erreichten Kulturhöhe. Freilich weiss man trotz dieser Thatsachen nicht, ob barbarische Eingeborne oder römische Kolonisten diese Götterbilder errichtet und in Ehren gehalten haben. — Aber diese Skulpturen stehen am obern Glan nicht allein da. Zwei Stunden nach Südwesten liegt die Dunzweiler Ziegelei. Oberhalb derselben deckte der Einsender im Sommer 1872 eine Reihe reicher Skulpturen auf, die von einem römischen Sacellum herrührten.

Ganz in der Nähe von Nanzweiler, zwischen Haschbach und Steinbach fand sich um 1780 auf dem Distrikt „Fröschweiler“ die Steinfigur eines steinernen Löwen, der offenbar zu einem grösseren Römerbau, etwa als Zeichen einer Mutatio, einer Poststation, gehört hat. Glanmünchweiler selbst hat von Römerfunden die drei eben erwähnten Altäre und das Kapital aufzuweisen, von denen zwei ausserhalb der Kirche stehen, einer nach Speier verbracht wurde. Ferner stehen zu Steinbach und Börsborn mitten im Orte zwei räthselhafte, viereckige Thürme, die jeder Verbindung mit den Kirchen entbehren. Auch diese Wachthürme sind am Ende römischen Ursprunges. Alle diese Anzeichen deuten darauf hin, dass zur Römerzeit diese jetzt weltentlegene Gegend am oberen Glan in regem Kontakt mit der Aussenwelt stand, und dass Kunst und Kultur hier auf einer nicht unbedeutenden Höhe sich befanden. Die Vermuthung, dass eine von der Saar kommende Römerstrasse über den Höchenberg ging, von hier aus über Dunzweiler weiter zog, bei Brücken den Ohmbach überschritt, über Börsborn und Haschbach am linken Hochufer des Glan sich hin zog, um bei Glanmünchweiler in das Glanthal abzusteigen, wird durch Grabhügel und obige Funde bestätigt. Diese Strasse zog nach Nordwesten weiter über Limbach, Oberstaufenbach, Kreimbach und ging einerseits von Rossbach direkt gen Nordwest und auf Kreuznach zu, während andererseits ein zweiter Strassenstrang über Imweiler und Kirchheimbolanden am Nordfusse des Donnersberges, des Mons Jovis, direkt nach Alzey, dem vicus Altiainsium, führt. — Weitere Untersuchungen über den verzweigten Lauf der römischen Weg-Verbindungen zwischen Saar, Nahe und Rhein müssen diesen Sachverhalt und den Schutz dieser Strassenzüge und der an ihren Lauf sich anschliessenden Ansiedlungen durch Kastelle mit der Zeit in helleres Licht stellen.

Dürkheim, im April 1884.

Dr. C. Mehlis.

20. Neue römische Funde in Remagen. Beim Legen einer Wasserleitung in Eisenröhren, die frisches Quellwasser durch alle Hauptstrassen der Stadt führen soll, wurden um die Mitte Juni in der Nähe des

Marktes die Reste einer römischen Wasserleitung in $1\frac{1}{2}$ M. Tiefe aufgefunden, die von der Quelle im Lutzebach und der in den Bergbenden gespeist wurde und die gegen den alten Brunnen auf dem Markte hin gerichtete Leitung kreuzte. Sie war aus den bekannten Thonröhren mit weiterem Kopfe hergestellt, wie sie noch heute gefertigt werden. Dieselben sind 65 cm lang, die Oeffnung am schmälern Ende ist 10, die am Kopfe 18 cm gross, die Wandstärke ist 3 cm. Dabei lag eine Ziegelplatte von 18 cm Länge und Breite und 3 cm Dicke; sie hat einen 7,5 cm langen und 3 cm breiten Stempel, auf dem die Buchstaben EXGERINF¹⁾ im Relief sich deutlich erhalten haben. In derselben Tiefe lag eine Eichenholzhöhre von fast 5 Zoll Stärke. In 1 m Tiefe lagen Thonröhren aus neuerer Zeit und die eiserne Leitung zum Brunnen aus den 30er Jahren. Ohngefähr 35 m südlich von dem wegen seiner phantastischen Steinbilder berühmten mittelalterlichen Portal, welches jetzt den Eingang in den Pfarrhof bildet, wurde 1 m 60 tief mitten in der Strasse vor dem Hause von Fr. Strang ein mächtiges reich ornamentirtes römisches Friesstück aus Berkumer Tuff gefunden, 100 cm lang, 60 cm breit und hoch, die Ausladung ist 14 cm gross. Der Fries zeigt 3 kräftige mit Palmetten und Spiralband gezierte Glieder, deren Kunstweise noch der bessern Zeit angehört. Ueber dem Fries ist der Stein rauh als hätte er zum Widerlager eines gewölbten Bogens gedient. An derselben Stelle sind vor 25 Jahren beim Auswerfen des Kellers des Strang'schen Hauses noch 3 solcher grossen Baustücke, eines mit 3 Figuren gefunden worden, von welchen 2 nach Bonn gekommen sein sollen. Vielleicht war hier das Thor eines grossen römischen Gebäudes. An derselben Stelle soll ein fränkischer Pallast gestanden haben, die nicht selten auf römischen Fundamenten errichtet waren. Dieses Häuserviereck heisst: „im Plan“; von hier läuft ein 5' hoher gemauerter Kanal, von dem man Theile noch in einigen Kellern, wie in dem der Wittwe Schäfer sehen kann, gegen den nördlichen Stadtgraben hin, wo er, wie man sagt, sein Ende fand. Westlich von der Kirche sieht man den Rest einer römischen Mauer, die innerhalb der mittelalterlichen Ringmauer liegt, sie ist $1\frac{1}{2}$ m stark und $3\frac{1}{4}$ m hoch. Im Garten des H. Schäfer sieht man „ebenfalls ein Stück dieser Mauer, die hier „die Heidenmauer“ heisst.

Noch an einer dritten Stelle, auf der Strasse am Hof wurden römische Thonplatten in Menge gefunden, grössere viereckige von 37 cm Durchmesser und 4 cm Dicke und kleinere 18 cm gross und 3 cm dick, dabei auch halbe kreisförmige Thonscheiben von 37 cm Durchmesser, und 4 cm Dicke, die zu kurzen Säulen übereinander lagen und zwar so, dass die Fugen, mit denen sie zusammenliegen, sich kreuzen, sie sind nicht mit Mörtel, sondern mit Lehm an einander befestigt. Dieselben rühren wohl von einem

1) Vgl. Jahrb. LXXV S. 181.

Hypocaustum her und die grossen Scheiben bestehen aus 2 Theilen, damit sie weniger leicht in der Hitze springen. Eine der viereckigen Platten hat an 2 Stellen 11 in den Thon geritzte parallele Rillen, die ohne Zweifel zur bessern Anheftung des Mörtels mit einem eisernen Geräthe gemacht sind. Herr Bürgermeister von Lassaulx hat den Vorstand des Vereins über diese Funde sogleich benachrichtigt und wurden dieselben am 26. Juni besichtigt. Sie sollen ihre Aufstellung im Rathhause finden.

Wie vor 10 Jahren unterhalb Remagen zwischen Schieferplatten und in Steinsärgen Begrabene beim Orth'schen Bau gefunden worden, so wurden 1882 am Hundsberge, 7 m von der Hauptstrasse entfernt beim Bau eines Kellers Reihengräber aufgedeckt. Es fanden sich Wehrgehänge und Schwerter. Etwa 20 Schädel haben ein Loch in der Stirne (vgl. aus'm Weerth im Jahrb. LXXV. S. 181). Auch wurden 1883 oberhalb Remagen, am Wickelsmäuerchen Gräber aufgedeckt, die von Thonplatten umstellt waren. Herr Müller daselbst bewahrt die Funde. In diesem Jahre wurde in der Hundelsgasse eine römische Töpferei entdeckt. Die Töpfe waren, das Obere nach unten gekehrt, pyramidal aufeinander gesetzt in einem Haufen von 1 m Höhe und Breite. Die obern Töpfe waren zertrümmert, die untern erhalten. Der ganze Haufen war von einer etwa 20 bis 30 cm dicken Hülle verbrannten Gesteines ringsum kuppelförmig umgeben. Es war augenscheinlich ein Töpferofen, der nur für einmaligen Brand bestimmt war. Herr Reulaux, der über diesen Fund berichtet hat, besitzt von da und vom Wickelsmäuerchen verschiedene Gefässe, die sich durch Form, Farbe und Material unterscheiden, sowie 4 Bronzeringe vom letzteren Ort, auch ein kleines Anhängsel von Bronze, auf dessen Deckel sich ein Phallus befindet. Es ist am Marktplatz in Remagen 2 m tief gefunden.

Schaaffhausen.

21. Römische Fundamente im Walde bei Roetgen, Reg.-Bez. Aachen. Die Kgl. Regierung in Aachen hat dem Vorsitzenden des Vereins die Anzeige von der Auffindung der Grundmauern eines römischen Hauses in der Oberförsterei Mulartshütte bei Roetgen im Kreise Montjoie gemacht und einen Fundbericht des Herrn Oberförsters Sebaldt beigefügt. Bei der Frühjahrssaat von Nüssen wurde der Boden 40 cm tief aufgelockert. Hierbei kamen wiederholt Ziegelsteine zum Vorschein, es konnten verschiedene Fundamente eines viereckigen Gebäudes blossgelegt werden. Innerhalb einer Umfassungsmauer von trocken aufeinander gelegten Grauwackesteinen, die 23 m lang und 17 m breit ist und nach Süden einen Vorsprung bildet, indem der Eingang durch zwei grosse Steinplatten bezeichnet war, welche die Unterlage der Thorpfosten zu sein schienen, lagen 4 m von derselben entfernt die innern Räume des Hauses. Hier wurden zahlreiche Scherben grösserer und kleinerer Töpfe, darunter mehrere von feinem Thon, von

grauer brauner und ziegelrother Farbe gefunden, ferner zwei aufeinander passende 42 cm grosse Mühlsteine aus Niedermendiger Lava, in der Mitte sich konisch erhebend, ein Steinbeil aus Thonschiefer, 85 mm lang, an der Schneide 70 breit und 2 dick, es hat nach Prof. v. Lasaulx ein spec. Gewicht von 2,7. An einer Stelle fanden sich 40—60 cm tief Holzkohlenreste und Spuren von Kalkmörtel, hier wurden die obengenannten Funde gemacht nebst dem einer Silbermünze des Antoninus Pius. Es sind erst 10 Quadratmeter durchsucht. Die Untersuchung ist schwierig, weil auf der Fundstelle 120- bis 150jährige Buchen und Eichen stehen. Fast unmittelbar neben dieser Stelle finden sich noch ähnliche Mauerreste im Boden, aber von geringerem Umfange. Die Funde sind dem hiesigen Provinzial-Museum überwiesen. Herr Professor Klein hat die Fundstelle wegen Anordnung neuer Grabungen besichtigt. S.

22. Stettfeld. Reitende Matrone. Die Beschreibung des interessanten Bildes einer reitenden Matrone aus Büchig in Heft 76 S. 239 dieser Jahrbücher erhält eine Ergänzung dadurch, dass in nicht allzu grosser Entfernung von diesem Orte, in Stettfeld bei Bruchsal, neuerdings ein ganz ähnliches Relief¹⁾ gefunden worden ist. Dasselbe wurde bei dem genannten Dorfe, das schon durch zahlreiche frühere Funde als römische Niederlassung nachgewiesen ist (vgl. z. B. Brambach C. I. Rh. add. 2061), vor einigen Jahren beim Pflügen von Ackerland gefunden und von dem Finder in der Wand seines Hauses eingemauert, dort kürzlich von Herrn Professor Dr. F. Mone entdeckt und von dem Unterzeichneten für die Grossh. Alterthümersammlung in Karlsruhe erworben.

Die bis auf einen querdurchlaufenden Sprung wohlerhaltene Reliefplatte von grauem Sandstein ist 3—4 cm dick, 20½ cm hoch, 17—17½ cm breit. Das innere Feld (15½ auf 13½ cm), aus dem sich das Relief erhebt, ist stark vertieft, sodass die erhabensten Theile nur wenig über den erhöhten Rand hervorsteht. Das Bild selbst gleicht trotz einzelner Verschiedenheiten sehr dem aus Büchig stammenden: auf einem nach rechts (vom Beschauer) ausschreitenden Pferde sitzt eine Frau in langem Gewand, dem



1) Ueber ein ähnliches Bild einer reitenden Matrone, welches kürzlich am Kirchthurm zu Königsbach, Amt Durlach, entdeckt worden ist, sieh Näher in diesem Jahrbuch S. 223. Die Redaktion.

Beschauer zugekehrt. Auch hier findet sich die hockende Haltung des Körpers, die verkürzte Darstellung der Oberschenkel, die Unterstützung der Füße durch das eigenthümliche Fussgestell; dagegen hält sich die linke Hand am Hals des Pferdes und fasst zugleich den (hier deutlich erkennbaren) Zügel, die rechte liegt im Schoosse und hält eine Schaale oder ein flaches Körbchen. Der bis auf die ein wenig beschädigte Nase gut erhaltene, im Verhältniss zum Körper etwas grosse Kopf ist unverhüllt, von dicken wulstartigen Haarlocken umgeben. Die technische Arbeit ist roh, aber besser als bei dem in Büchig gefundenen Relief.

Karlsruhe, im März 1884.

K. Bissinger.

23. Die Ausgrabungen für das Provinzial-Museum in Trier. Von den römischen Bädern zu St. Barbara waren im Anfang des 17. Jahrh. noch Mauern bis zur Höhe des zweiten Stockwerks zu sehen, wie ein Bild bei Merian zeigt. Die Mauerreste lagen im Schutte begraben bis zum Jahre 1877. Wohl wurden im J. 1845, als man hier den Torso einer kostbaren Amazonenstatue fand, Versuche zur Aufdeckung dieser Ruinen gemacht, aber mit wenig Erfolg. Erst als im Jahre 1877 die Stände der Rheinprovinz für diesen Zweck Mittel bewilligten und ausser einem Theil des Fonds für die Provinzial-Museen noch ein Geschenk des Kaisers von 10,000 M. dazu verwendet werden konnte, wurden die Arbeiten unausgesetzt unter der umsichtigen und verdienstvollen Leitung des Direktors Dr. Hettner gefördert. Das Gebäude, dessen Stirnseite 172 Meter Länge hat, ist jetzt in seinen Substruktionen fast in allen seinen Theilen blossgelegt und zeigt neben einer Reihe von Mittelräumen rechts und links eine vollständig symmetrische Anordnung von Sälen, Zimmern, Zellen, Treppen und Gängen, die als Caldarien und Frigidarien, Wandel- und Gesellschaftssäle und dgl. zu betrachten sind. In den Wasserbecken besteht der Fussboden entweder aus einem schwärzlichen harten Cement, oder aus einem Gemenge von gewöhnlichem Kalkmörtel mit klein geklopften Ziegeln, welches nachher glatt abgeschliffen worden ist. In den Gängen und Sälen haben sich vielfältige Reste von kostbarem Marmorbelag erhalten; von bunten Steinsorten sind ohngefahr 50 in verschiedenen Farben gefunden. Einzelne Capitäle, Säulen und Basen, Marmorfriese und Reste von Wandmalereien geben Zeugniß von der ausserordentlichen Pracht der Anlage. Der erwähnte Torso einer Amazone ist die Nachbildung einer aus der besten griechischen Zeit stammenden Figur, von der eine Copie sich im Vatikan befindet, die unter dem Namen der Matteischen Amazone bekannt ist. Der Trier'sche Torso ist an Kunstwerth dem vatikanischen überlegen, leider ist die Figur aber nicht so gut erhalten als diese. Ein Torso, der im vorigen Jahre in den Bädern gefunden wurde, war vielleicht das Gegenstück der Amazone. Auch dieser ist aus parischem Marmor. Leider ist er nur ein nackter

männlicher Rumpf. Andere Skulpturen sind die rechte Seite des Kopfes eines Diadumenos, ein Satyrkopf, der Kopf einer Kaiserin und viele Bruchstücke von Händen, Füssen und Gewandstücken. Viele Geräthschaften erinnern an die einstige Bestimmung dieses Gebäudes, es sind Kämme, Haarnadeln, Stecknadeln, Pfiemen, Messergriffe, Würfel, Lämpchen, Spangen, Finger- und Armringe, Salbentöpfchen, auch der Stempel eines Arztes, der wohl einer Salbe aufgedruckt wurde. Geben uns alle diese Dinge eine Vorstellung von dem alltäglichen Leben der vornehmen Welt jener Zeit, so zeigt uns die im Jahre 1881 stattgehabte Ausgrabung römischer Töpferöfen im Walde zu Speicher die Einrichtung minder vornehmer Häuser in Bezug auf die darin verwendeten Töpferwaaren. Besonders merkwürdig ist ein häufig vorkommender Krug mit rothgelber flammenartiger Bemalung, welcher heute noch in ganz derselben Form von den Topfbäckern des Landes hergestellt wird. Auch in Binsfeld und Herforst haben sich römische Töpfereien gefunden, welche die Mosel- und Eifelgegend mit billiger Waare versorgten. Feinere Waare wurde in grösserer Nähe von Trier, zwischen Medard und St. Barbara gefertigt. Von hier stammt wohl ein Theil der Gefässe, die das Grabfeld vor der Porta nigra liefert, gelbröthliche und graue Urnen, Krüge aus hellerem Thon, Schalen und Näpfe aus terra sigillata, schwarze Trinkbecher mit weisser Schrift. Bei Cordel in der Eifel wurde 1880 eine altrömische Glasfabrik entdeckt mit Glasfragmenten verschiedenster Farbe, darunter auch Stücke von Fensterglas (vgl. Jahrb. LIII, S. 121). Noch heute blüht die Glasindustrie an der Saar und Schnappsbach. Im J. 1883 wurden an der Strasse nach Oewig mehrere Tausend jener Münzformen aus Thon gefunden, die schon durch vereinzelte Funde bekannt waren, deren Herstellung wohl ein kaiserliches Regale gewesen sein wird. Das Bild altrömischen Lebens in dieser Gegend gewinnt noch wesentlich durch die grossartigen Funde, welche in den letzten Jahrzehnten in Nennig und in Neumagen gemacht worden sind. In der Villa zu Nennig wurde 1852 ein Mosaikboden von 15 m Länge und 10 m Breite ausgegraben, nicht ganz so gross wie der im Lateran zu Rom, an künstlerischem Werth ihn aber übertreffend. In Neumagen wurde von 1877 bis 79 eine grosse Menge werthvoller Steinskulpturen gefunden, meist zu Grabmonumenten gehörig. Die figürlichen Darstellungen derselben sind von grossem Werth für unsere Kenntniss römischen Lebens und römischer Verhältnisse. Viele beziehen sich auf Weinbau und Weinhandel an der Mosel, andere sind mythologischen Inhalts oder stellen Szenen des häuslichen Lebens dar. In diesem Jahre sind von Dr. Hettner wiederum Ausgrabungen in Neumagen vorgenommen worden. Die Funde sind Inschriftsteine und auch wieder grössere Skulpturen in der Art der früher gefundenen.

Köln. Zeitung vom 3. Juli 1884. II.

24. Der Sarg des heil. Paulinus in Trier. Bischof Felix von Trier liess im Januar 1883 den in der Paulin'kirche befindlichen Sarkophag des h. Paulinus öffnen. Die in dem Steinsarge stehende hölzerne Lade enthielt alle Gebeine des Heiligen und zwei Zähne, die in zwei Zahnhöhlen des Hauptes passten, welches in einem besonderen Gefässe aufbewahrt wird, so dass damit die Aechtheit des Hauptes bewiesen ist. Am 9. Dezember 1883 wurden die Gebeine in einer neuen hölzernen Lade, die der früheren ganz ähnlich ist, wieder beigesetzt und diese in den alten Sarkophag gestellt. Nach dem zur Feier der Beisetzung der h. Reliquie 1883 erschienenen vom Pfarramt verlegten Büchlein: Der heilige Paulinus und seine Reliquie wurde der Sarkophag, soviel bekannt ist, nur einmal und zwar von dem Propste des Stiftes, Fr. Schavard, am Charfreitag 1402 geöffnet. Man wünschte, wie es in St. Maximin und in St. Simeon geschah, das Haupt des Patrons der Kirche zur Verehrung auszusetzen. Nachdem die eisernen Klammern des Sarkophags ausgeschlagen und der grosse schwere Steindeckel gehoben war, sah man in demselben die hölzerne Lade mit seidnen Stoffen umwunden, sie war kunstgemäss aus feinem unbekanntem Holze gefertigt und mit silbernen und kupfernen Bändern und mit getriebenen Bildern von Gold und Silber verziert. Nachdem sie die Lade geöffnet hatten, sahen sie den Leib des heil. Paulinus mit dem Haupte gleichfalls mit grosser Sorgfalt in seidene Tücher von verschiedener Farbe gehüllt. Wir lösten, erzählt der Probst, diese Tücher mit unseren unwürdigen Händen und sahen mit Staunen und Verwunderung den ganzen Leib unversehrt und ohne Verwesung (?). Es heisst in dem Berichte: *vidimus stupentes hoc nudum corpus humano more compositum velut hominem integrum cum ipsius capite et absque membrorum corruptione.* Die gute Erhaltung kann sich nur auf das Skelet beziehen, sie wird denen aufgefallen sein, welche glaubten, dass der menschliche Körper nach tausend Jahren ganz zerfallen und verwesen sein müsse. Wäre der Körper mumifizirt gewesen, so würde sich dieser Zustand bis jetzt erhalten haben. Der Probst sagt weiter: Wir berührten zuerst die Nase, dann den Scheitel und endlich den Hinterkopf. Da diese aber eine durch Gottes Güte bewahrte Festigkeit bewiesen, so nahmen wir das Haupt von dem heiligen Leibe und verschlossen den Sarkophag wieder so sorgfältig als möglich. Um das Jahr 1600 wurde einst das silberne Brustbild mit dem Haupte des h. Paulinus von ruchloser Hand gestohlen, letzteres aber wiederum hingeworfen. Nach einiger Zeit erlangte man auch das silberne Brustbild wieder. Während der französischen Revolution wurde das Haupt über den Rhein geflüchtet und erst 1811 zurückgebracht und mit den Häuptern des h. Felix und des h. Bischofs Marus in ein grosses Reliquarium eingefasst. Paulinus war Bischof von Trier und wurde von Kaiser Constantius, der dem Arianismus anhing, verbannt. Er starb 358

in Phrygien. Erst nach 36 Jahren, im J. 395 kamen seine Gebeine nach Trier. Der Sarg wurde in der von Felix errichteten Basilika über dem Grabe der Martyrer der Thebaischen Legion an 4 eisernen Ketten an das Gewölbe gehangen. Nach einem Einfall der Normannen vermauerte man die Gruft. Im J. 1072 fand man den Eingang in die Gruft wieder. Zu Füßen des heil. Paulinus lag eine bleierne Tafel, welche über die bestatteten Martyrer Aufschluss gab. Man legte jetzt oder vielleicht schon vor dem Zumauern der Gruft die Gebeine mit der hölzernen Lade in einen steinernen Sarkophag. Die Franzosen hatten 1674 die Kirche zerstört, die erst 1736 sich allmählich aus dem Schutte und den Trümmern zu der jetzigen Kirche wieder erhob. Nach einer Mittheilung von Hettner, Westdeutsche Zeitschrift III 1884. S. 30, Taf. II, zeigen die Gold- und Silber-Zierrathen an der Lade den Kunstgeschmack des 4. Jahrhunderts. Das mit den feinsten Mustern gezierte Seidengewebe von verschiedener Farbe umwand nicht nur die Gebeine, sondern es war auch die hölzerne Lade darin eingehüllt. Es fanden sich 4 eiserne Hacken und 4 Bronzeringe und an der Lade sah man die Stellen, wo jene Hacken, als sie hing, befestigt waren. Die geringen Spuren wohlriechender Gewürze und Harze, einige Weibrauchkörner und Lorbeerblätter können die angebliche Erhaltung des Leibes bis zum Jahre 1402 nicht erklären.

Eleuthera hatte diese kostbare Beisetzung bewirkt, wie die Schrift auf einem silbernen Weihgeschenke sagt: Eleuthera peccatrix posuit. Herr Dompräbendat Schneider, der den Fund mehrere Tage einer genauen Untersuchung unterzog, hat einen Bericht an den Bischof Dr. Koram eingesendet, der als Manuskript gedruckt ist. Er vermuthet, dass nur die äussere Bearbeitung des Sandsteinsarkophages mit Barockornamenten neu, der Sarg selbst aber römisch ist. Der Holzarg ist eine rechtwinkelige Kiste ohne jede Profilirung, die 2 cm starken Wandungen sind durch Schwalbenschwänze zusammengefügt. Der Boden ist aufgenagelt, der Deckel wurde in einen Falz eingeschoben. Ein Silberblech am Schlosse ist mit Reliefs geziert. Unten auf einem Bande ist eine Jagd, darüber Christus, den Lazarus erweckend und Adam und Eva dargestellt. Zwei Rosetten zeigen das Christus-Monogramm. Das Silberblech ist wohl ein Rest von silbernen Bändern, die früher den Deckel schmückten. Das eine der seidnen Gewänder ist mit Kreuzen und Strichen, das andere mit Kreuzen und Quadraten geziert.

Auf den Wunsch des Herrn von Kloschinsky, Pfarrers von St. Paulin, gab ich über die mir zugesandten Proben des Holzes der Lade und des Sarginhaltes das folgende Gutachten ab:

Das Holz vom Boden der Lade, den Seitenwänden, vom Deckel und das der Hobelspäne stammt alles von derselben Holzart.

Schon das äussere Aussehen des Holzes, seine Farbe und sein feines

und gleichmässiges Gefüge gleichen dem Cedernholze, nur beim Anbrennen gewahrt man einigen Wohlgeruch. Zuerst verglich ich dasselbe mit gewöhnlichem Cedernholze und fand eine gewisse Uebereinstimmung in der mikroskopischen Struktur. Das moderne Cedernholz ist indessen meist, wie es auch in diesem Falle sich verhielt, kein ächtes Cedernholz, sondern es stammt von *Juniperus Virginiana*, welches auch Herr Faber in Nürnberg für seine Bleistifte von Florida bezieht. Da der h. Paulinus in Phrygien starb, so liegt die Annahme nahe, dass das Holz von der Ceder des Libanon herrührt und Herr Hofrath Prof. Strasburger hierselbst hatte auf mein Ersuchen die Gefälligkeit, dasselbe mit dieser Holzart zu vergleichen. Er schrieb mir darüber: „das Holz ist ein Nadelholz, das sieht man sofort an der behöften Tüpfelung seiner Zellen, und an dem Mangel der Gefässe. Es kann nicht Eibenholz sein, da es ohne weit gewundene Schraubenbänder in den Zellen ist, ebensowenig kann es der Kiefer, der Fichte, oder der Lärche angehören, da ihm die Harzgänge fehlen. Die Holzzellen der Edeltanne sind bedeutend weiter, an Wachholder zu denken, war von vorn herein ausgeschlossen. Es ergab sich die vollständigste Uebereinstimmung des mikroskopischen Baues mit dem Holze eines älteren Cedernstammes. Als besonders charakteristisch erwies sich für altes trockenes Cedernholz die sehr ausgeprägte Streifung der innersten Verdickungsschicht der Zellen.“

Von Plinius, der mehrere Angaben macht über Verwendung edler Hölzer, weiss man, dass er Hist. nat. XIII 11 den Wachholder als *Cedrus minor* mit der Ceder des Libanon, *Cedrus major* Pinus, *Cedrus L.* verwechselt. Beide wachsen in Syrien. Von der letztern sagt er, ihr Holz sei für die Ewigkeit; deshalb mache man auch Götterbilder daraus. Als ein kostbares im Alterthum berühmtes Holz führt er den Lebensbaum *Citrus* = *Thuja articulata* aus Mauretanien an XIII 29 und giebt den hohen Preis der daraus gefertigten Tische an, Cicero kaufte einen solchen für 1 Million Sesterzen = 95,433 Gulden. Hehn sagt „Culturpflanzen und Hausthiere“ Berlin 1874 S. 383: „Das griechische Kedros, mit welchem Namen die duftenden unzerstörbaren Coniferenholzer, Wachholderarten, Ceder, *Thuja articulata* u. s. w. bezeichnet wurden, die nicht nur selbst den Würmern widerstanden, sondern auch die Kleider vor denselben bewahrten, dies Kedros war in Italien durch populäre Entstellung zu *Citrus* geworden. *Citrus* nannte man insbesondere das aus Afrika seit alten Zeiten eingeführte Holz des Lebensbaumes, *Thuja articulata*.“ Bei Theophrast heisst es *Thya*. Sein heutiger Name ist *Callitris quadrivalvis*. Das schön rothe Maserholz dieser algerischen *Thuja* ist wohlriechend, sie liefert auch das Sondarac-Harz. Wie Prof. Rein mir mittheilt, sieht man dasselbe im Museum I der Kew Gardens in reicher Auswahl, ebenso daraus gefertigte Gegenstände. Dass man, sobald die bei den Römern übliche Leichenverbrennung aufhörte, aus solchen edlen Hölzern die kostbaren christlichen Todtensärge machte, ist leicht begreiflich. Hat

die feierliche Beisetzung der Gebeine des h. Paulinus schon in Phrygien stattgefunden, wie wahrscheinlich ist, so wird man das Holz sicherlich von der Ceder des Libanon genommen haben.

Aus dem Umstande, dass die Hobelspäne, auf die man den Todten auch noch heute im Sarg zu betten pflegt, auch von Cedernholz sind, darf man schliessen, dass die Lade beim Einsargen der Leiche gezimmert worden ist. Auch würden die um den Sarg gewundenen Seidenstoffe, wenn sie orientalischen Ursprungs sind, wie es den Anschein hat, es sehr wahrscheinlich machen, dass der Sarg im Orient gefertigt ist.

Wollte man aber annehmen, dass der Heilige erst in Trier, wo man ihn doch vorzugsweise verehrte, in die kostbare Lade von der Büsserin Eleuthera gelegt worden sei, so würde das Holz wohl aus Italien bezogen worden sein. Es würde dann wohl von der gepriesenen mauretanischen Thuja stammen. Um in Bezug auf diese Möglichkeit Gewissheit zu erlangen, bat ich Herrn Prof. Dr. L. Wittmack in Berlin um einen Vergleich des Holzes der Lade mit dem der *Callitris*, da deren Holz in Bonn nicht vorhanden ist. Herrn Wittmack standen zu dieser Untersuchung ein junger unzweifelhaft ächter Zweig der *Callitris quadrivalvis* aus dem Herbarium und ein Stück Maser, *Thuja* sp. Algier bezeichnet, aus der Schleiden'schen Sammlung zu Gebote. Die Uebereinstimmung beider bewies, dass diese Maser wirklich von *Callitris quadrivalvis* Vent. = *Thuja articulata* Vahl. herrührt. Er erkannte nun das Holz des Sarges an der engen spiraligen Streifung der tertiären Verdickungsschicht, an den Markstrahlen u. s. w. als Cedernholz. Es ist, wie ich aus den mir übersandten Proben selbst sehe, von dem Bau der *Callitris* verschieden. Es ist also wohl zweifellos, dass das Holz der Lade des h. Paulinus von der ächten Ceder des Libanon stammt.

Die mikroskopische Untersuchung schwarzer bröcklicher Massen und schwärzlichen Staubes, die auf dem Boden des Sarges lagen, erwies, dass diese grösstentheils Moderreste der Holzlade und Stückchen eines dunkelröthlichen Harzes waren, das in heissem Alkohol sich löste und Reste eines zarten Pflanzengewebes mit Gefässen und Spaltöffnungen enthielt, wie man deren auch in Stückchen des Myrrhenharzes eingeschlossen findet. Dabei fanden sich auch kleinste Stückchen Mörtel. Nach längerem Einliegen dieser Substanzen in kalischen Lösungen konnten Formbestandtheile eingetrockneten Blutes oder die Elemente anderer organischer Gewebe nicht nachgewiesen werden. Da der gelbe Bernstein in Gräbern nach tausend Jahren rothbraun wird, so ist dasselbe vielleicht bei den wohlriechenden Harzen der Fall, die man bei der christlichen Leichenbestattung benutzt haben mag. Sie sind alle hell von Farbe, wie die Myrrhe, das Olibanum, die Benzoe, der *Styrax* und sind die Bestandtheile des heute noch gebrauchten Weihrauchs. Das auf einem Eisenblech erhitzte Holz der Lade gab einen viel deutlicheren Wohlgeruch zu erkennen, als der Moder aus dem Sarge.

Herr von Kloschinsky gibt an, dass die Farbe der Gebeine bräunlich sei. Die Knochen der frischen Leiche sind weiss, aber bei allen Begrabenen färben sie sich dunkel durch Aufnahme organischer färbender Substanzen, die aus dem braunen Moder der Weichtheile in das Knochengewebe eindringen. Nach etwa 20 Jahren findet man die Weichtheile eines Begrabenen in eine lockere, schwarzbraune, schwammartige und geruchlose Masse verwandelt, die hier und da einen halben Finger dick auf den Knochen aufliegt und diese wie auch das umgebende Erdreich dunkel färbt. Die Knochen bleichen aber in der Erde immer mehr, indem Luft und Wasser, welche in die Erde dringen, die organische färbende Substanz fortführen. Ich habe dreimal schon längere Zeit Begrabene auf Kirchhöfen der Erde enthoben, nach 14, 20 und 23 Jahren. Immer waren die Knochen dunkel gefärbt und Reste der Weichtheile vorhanden, die wie Stücke nassen Zunders aussahen, unter dem Mikroskop aber die Struktur noch erkennen liessen. In zwei Fällen war das Haar vollständig erhalten, das man nicht selten auch an noch älteren Schädeln aus römischen oder germanischen Gräbern dem Knochen dicht aufliegend findet, während die andern Gewebe zerstört sind. Die Knochen ägyptischer Mumien sind meist dunkel, die der Guanchenmumien aber heller gefärbt.

Die im Torfe gefundenen Knochen sind eigenthümlich rothbraun gefärbt, weil die Torfsäuren die Zerstörung der organischen Substanzen hindern. Man sieht an kirchlichen Reliquien, wie an dem Schädelrest Carls des Grossen in Aachen, zuweilen eine Stelle weiss wie Elfenbein, es ist die, wo die Reliquie Jahrhunderte lang von den Andächtigen geküsst und dann jedesmal mit einem Tuche abgewischt worden ist. Schaaffhausen.

25. Nachträge und Berichtigungen zu den Oculistenstempeln. In Jahrbuch LV/LVI S. 111 n. 116 hatte ich einen Augenarztstempel, welcher sich im Jahre 1731 in der Sammlung von Sante-Bartoli zu Rom befand und dessen Provenienz nicht näher bekannt ist, nach einer Abschrift veröffentlicht, welche Vettori in einem im codex Marucellianus A 73 enthaltenen Briefe an Gori mitgetheilt hatte. Die Abschrift bot verschiedene Schwierigkeiten, welche zu lösen mir damals nicht gelungen ist. Nun hat R. Lanciani aus einem codex Ottobonianus 3105 fol. 77, der einst Sante Bartoli selbst und dann Leoni Ghezzi gehört hat, kürzlich im *Bullettino della commissione archeologica comunale di Roma Serie II Anno X, 1882, p. 232*, freilich ohne zu ahnen, dass er schon einen anderweitig bekannten Stempel edire, eine viel genauere Kopie jenes Augenarztstempels ans Licht gezogen, die zur Herstellung des ursprünglichen Wortlautes der Inschrift führt. Derselbe lautet nach seiner Angabe:

+ EBRI · IVL · FACVNDI · DIA
SMYRNES AD ASPRI

Auf diese Weise ist es jetzt unschwer, den wahren Namen des Oculisten, den ich im Anschluss an die mangelhafte Copie des Vettori mit Grotefeld Eprius N(umerii) I(ibertus) Facundus a. a. O. S. 117 getauft hatte, herzustellen. Indem man nämlich den von Vettori gänzlich unbeachtet gelassenen, einem Kreuzzeichen ähnlichen Buchstabenzug hinzunimmt, erhält man als Namen des Augenarztes Tiberius Julius Facundus. Im Uebrigen stimmen beide Copien mit einander überein; nur zeigt die etwas genauere von Sante Bartoli, dass die sämtlichen A auf dem Stempel des Horizontalstriches entbehren.

Bonn.

Jos. Klein.

26. Berichtigungen zu Heft LXXVI.

S. 90 sind die Worte Z. 1 u. 2 vom Ende: „Dazu—Miscelle“ vor die Worte „Der Beiname u. s. w.“ in Z. 6 vom Ende zu setzen. Ebenso ist Z. 15 zu Anfang „1“ zu tilgen.

S. 224: Der dort an zweiter Stelle mitgetheilte Augenarztstempel von Houtain-l'Évêque ist inzwischen von H. Schuermans Bulletin des commissions d'art et d'archéologie Bd. XXII, 1883, p. 301 ff. publicirt mit genauem Facsimile der Inschriften, welche darnach so lauten:

- 1) Langseite 1: TITICROC° DES ADAS
PRITVDINE^M TE SYC° SIS
- 2) Schmalseite 1: TITICROC° D
AD^A_SPRE^SYC°
- 3) Langseite 2: TITBASILVVM ADCL^A
RITATEM OPOBAL^S M
- 4) Schmalseite: T+^B_SAVMAD
CL^R+°P°3

Heidelberg.

K. Zangemeister.

27. Berichtigungen zu S. 74 und 75.

S. 74 Z. 7 v. u. lies: „Taf. VII, 5. 6“ statt Taf. VII, 1. 2.

S. 75 Z. 3 v. o. lies: „wie bei Nr. 1“ statt wie bei Nr. 2.